



## Der Knabe von Solenhofen.

Ballade

von

Charlotte Krug von Nidda.

Mit zwei Original-Compositionen

von

G. Spangenberg.

Der Winter hart und groß die Noth,  
Der Hunger im Hause, der Vater todt,  
Seit wenigen Monden begraben.  
Du kranke Wittwe, woher das Brot  
Für dich und den rüstigen Knaben?  
Im Kämmerlein  
Da weint sie allein;  
Denn auch die Ziege, die arme,  
Verschmachtet, daß Gott sich erbarme!

„Wie schaff ich ihr Futter? Der Morgen verrinnt.“  
So steht der geängstigte Knabe und sinnt  
Im Stall bei dem klagenden Thiere;  
„Ich eile zum Prior, wer wagt, gewinnt,  
Vielleicht daß mein Flehen ihn rühre!  
Ein bittend Wort  
Im Kloster dort  
Ist noch mein einziges Hoffen;  
Dem Dürstigen steht es ja offen!“

Er läutet um Einlaß am Klosterthor;  
„O lieber Herr Pförtner, laßt mich doch vor,  
Für die Ziege nur komm' ich zu bitten.  
Wir haben, ach! seit ich den Vater verlor,  
Den bittersten Mangel gelitten.  
D gönnet mir  
Zu sammeln hier  
Das Heu, was die Kühe verstreuen;  
Es soll Euch gewiß nicht gereuen!“

Der gütige Prior vernimmt sein Begeh'r;  
„So komm, mein Knabe, nur täglich her  
Und such' für die Ziege das Futter.  
Wir gönnen dir's gerne, doch nimm noch mehr,  
Auch Speiß' und Trank für die Mutter.“  
Wie sprang er nach Haus!  
„Die Noth ist aus!  
Lieb' Mütterl, entschlag dich der Sorgen,  
Wir sind für den Winter geborgen!“



„Im Frühling, da grab' ich mit emsiger Hand  
Am Berge den weißen, den rieselnden Sand,  
Zu streun auf die blendende Diele.  
Du trägst ihn umher in Stadt und Land,  
Und der blinkenden Kreuzer gar viele  
Erhältst in den Kauf  
Und Brot du vollauf;  
Auch hüt' ich die Ziegen daneben;  
Das wird ein lustiges Leben!“

Nun kam der Frühling, nun schmolz das Eis,  
Nun trieb er zur Höh' die gerettete Geis  
Mit des Dörfleins munterer Heerde;  
Dort grub er den rieselnden Sand so weiß,  
Dann ruht er auf grünender Erde.

„Wie bunt und fein  
Liegt hier das Gestein  
Verstreut zwischen taubem Gerölle,  
Bald schwarz, bald von glänzender Helle.

„Wie schön im Bruche, nach Schiefer-Art!  
Da ist viel Arbeit dem Meißel erspart,  
So eben schon ist ja die Glätte!  
Und fast wie Marmor geädert so zart;  
O wenn solcher Täflein ich hätte  
Nur fünfzig Stück,  
Ich wollt' mit Geschick  
Den zertretenen Flur uns erneuen;  
Wie sollte die Mutter sich freuen!“

Rasch geht er an's Werk, so gethan, wie gedacht.  
Er pfiß dem Hunde: „Nun Greif, hab' Acht,  
Daß keine der Ziegen entwische.“  
Er sammelt gar viel des Gesteins vor Nacht  
Und birgt es im niedern Gebüsch.  
„Und morgen, da hau'  
Ich die Täflein genau;  
Noch liegen ja Meißel und Hammer  
Des Vaters daheim in der Kammer.“

Bald ging er an's Hämmern und Meißeln mit Lust,  
Der heimlichen Freude sich fröhlich bewußt,  
Die still er der Mutter bereite.  
Doch birgt sein Geheimniß er tief in der Brust,  
Damit ihm kein Wörtlein entgleite.

„Nun wären sie glatt  
Die Täflein, doch matt  
Und farblos, fast will mich's verdrießen!  
Wie — ob sie nicht schleifen sich ließen?“

Er saß auf dem Hügel, der Knabe und faun:  
„Wie schleif' ich die Steine, wie fang' ich es an?  
Wie, wenn mit dem Sand ich sie riebe?“  
Er holte vom feinsten geschwind und begann;  
„Es bessert, doch sind sie noch trübe.“

Jetzt macht er sie feucht —  
Wie ward es nun leicht!  
O Wunder, sie glänzen und spiegeln!  
Kaum kann seine Freude er zügeln.

Gar fröhlich ergreift er den Hirtenstab  
Und treibt zum Dörflein die Heerde hinab,  
Kehrt heim mit dem Abendgeläute.  
„Nun Mutter, erzählt mir, was sich begab,  
Und sagt, wo waret Ihr heute?“  
„„In Eichstädt, mein Kind,  
Da verkauft' ich geschwind,  
Und, Benedict, hör' was geschehen:  
Ich habe den Bischof gesehen!

„„Mich trieb ein wogender Menschenstrom  
Hinein in den neuen, den herrlichen Dom,  
Dort stand er mit würdigen Mienen,  
Rings um ihn die Bauleut' aus Belschland und Rom,  
Und also sprach er zu ihnen:  
Noch fehlet uns nur  
Das Getäfel zum Flur  
Des Domes, damit wir vollenden  
Das Werk mit fleißigen Händen.

„„So thu' ich euch allen, ihr Männer, denn kund,  
Daß morgen am Tage, zur zehnten Stund'  
Ich Steinmetz und Maurer beschieden,  
Vom Fichtelgebirg, aus Tyrol und aus Gmund  
Mir Proben der Steine zu bieten.  
Da wollen wir sehn,  
Was billig und schön  
Und würdig im Dome zu prangen;  
Das möge den Preis dann erlangen.““

Der Benedict hört es mit stillem Bedacht,  
Als flugs ihm ein kühner Gedanke erwacht,  
Der scheucht ihm den Schlaf in die Ferne.  
Er schlüpfst aus dem Kämmerlein — hell ist die Nacht,  
Es leuchten der Mond und die Sterne.  
Zum Hügel hinauf  
Geht eilend sein Lauf;  
Dort sucht er aus bergendem Schatten  
Die schönsten der glänzenden Platten.

Dann läuft er hinunter am Vergeshang,  
Der Haide vorüber, dem Wald entlang,  
In hoffnungbesügelter Eile.  
Da schwindet der Mond; dem Knaben wird bang,  
Schon wandert er Meile um Meile.  
Und zagend sieht,  
Als der Morgen glüht,  
Er rings in dämmernder Weite  
Nur wildes Gestrüpp sich zur Seite.



Da steht er, gelehnt auf den Hirtenstab,  
Gehüllt in Nebel, der dicht ihn umgab,  
Und betet: „Ihr Heil'gen, o sendet  
Mir doch einen himmlischen Führer herab,  
Der den Fuß mir, den irrenden, wendet!  
Ist's doch mir allein  
Um's Mütterlein,  
Ihr Armuth und Sorgen zu lindern;  
Oern helfst ihr ja liebenden Kindern!“

Dann leitet er durch das Gedränge  
Ihn hin zu der Bauleute Menge.

Dort stand auch der Bischof, doch sorgenschwer;  
Wohl glänzte der prächtigste Marmor umher,  
Wohl sah er's mit frommem Verlangen.  
Doch des Domes Schatz, er war zu leer  
Für all das Glänzen und Prangen.  
Da theilt sich die Schaar,



Und hoch! da schlägt es von fern an sein Ohr  
Wie mächtiger Gloden Geläute.  
Dort eilet er hin und erreicht das Thor  
Des Städtleins mit bebender Freude.  
Hoch raget der Bau  
In des Himmels Blau,  
Doch dem Knaben wehren Trabanten,  
So die Pforten des Domes umstanden.

Und rathlos steht er; da sieht er von fern  
Den Prior sich nahen, den gütigen Herrn,  
Dem kündet er froh sein Begehren:  
„Herr Pater, den Bischof sprach' ich so gern,  
Doch wollen die Söldner mir wehren.“  
Der freundliche Mann  
Hört staunend ihn an;

Und heran zum Altar  
Tritt furchtlos ein lodiger Knabe  
Mit der Hirtentasch' und dem Stabe.

Darob der Bischof verwundert stand,  
Betrachtend des Knaben dürftig Gewand,  
Ernst frug er: „Was soll dein Erscheinen?“  
Da reicht ihm die sonnengebräunte Hand  
Das Täschlein mit glänzenden Steinen,  
Und stolz rief der Bub':  
„Seht, was ich ergrub  
Zu Solenhofen beim Hüten,  
Das wollt' ich, Herr Bischof, Euch bieten!“

Und als man geprüft den herrlichen Fund,  
Da sprach der Bischof: „Aus Herzensgrund



„Laßt Gott uns dem gütigen danken!  
Erschlossen sind uns zu rechter Stund'  
Des Marmors Schätze von Franken.  
Daß der Knabe sie fand  
Im heimischen Land,  
Ist Gottes sichtbarer Segen;  
Den nehm' ich mit Freuden entgegen!“

Die Mutter erwacht mit dem Morgenschein,  
Da sieht sie verlassen das Kämmerlein,  
Und draußen blühen die Ziegen.  
Sie späht vergebens: „Wo mag er wohl sein?  
So zeitig dem Lager entstiegen?“  
Da verläßt sie das Haus,  
Und treibet hinaus  
Die Heerde mit heimlichem Weinen,  
Still hoffend sein Wiedererscheinen.

Doch sie harret umsonst und im Abendstrahl  
Treibt angstvoll die Heerde hinab sie zu Thal;  
Da naht ihr ein stattlich Geleite.  
Geharnischt umgeben die Reiter in Stahl  
Den Bischof im prächtigen Kleide.  
Und zu Roß erblickt  
Sie den Benedict,  
Doch mag sie den Augen nicht trauen,  
Und wähnet ein Trugbild zu schauen!

Doch er schwingt sich herab: „O Mutter, verzeiht,  
Ich hab' Euch versetzt in Aengsten und Leid,  
Doch es führte zum herrlichsten Ziele.  
Gesegnet sind wir für alle Zeit,  
Und mit uns der Armen gar viele!“ —  
Und erfüllt ward sein Spruch:  
Noch blühet der Bruch  
Des Gesteines, durch ihn einst entstanden,  
Ein Segen den fränkischen Landen.\*)

## Aloys Senefelder,

Erfinder der Lithographie.

Von

**Ernst Friedlieb.**

Illustrationen von **Hugo Bürkner.**

Aloys Senefelder, geboren zu Prag am 6. November 1771, war der älteste Sohn des Schauspielers Peter Senefelder aus Königshofen. Zu Anfang der achtziger Jahre siedelte die Familie von Prag nach München über, da Senefelder einen Ruf an die dortige Hofbühne erhalten hatte, welche damals durch eine seltne Vereinigung hervorragender Talente als eine der ersten und bedeutendsten in ganz Deutschland anerkannt war.

Senefelders Name stand den Koryphäen derselben würdig zur Seite. Aber nicht nur als Künstler, auch als Mensch war Peter Senefelder geliebt und hochgeachtet von Allen, die ihn kannten.

Die Erfolge des Vaters, dazu der verlockende Nimbus des Bühnenlebens im Allgemeinen erweckten in Aloys frühzeitig den lebhaftesten Wunsch, sich auch demselben zu widmen.

Aber der ernste Vater, der nur zu gut die Schattenseiten dieses glänzenden Berufes kannte, erklärte auf das bestimmteste, daß keines seiner Kinder denselben erwählen dürfe.

So wurde denn Aloys, nachdem er das Gymnasium in München absolviert hatte, auf die Hochschule nach Ingolstadt geschickt, um dort Jurisprudenz zu studiren. — Damit war nun allerdings die Aussicht auf Erfüllung seines Lieblingswunsches, dieser selbst jedoch durchaus nicht beseitigt. Wo sich irgend eine Gelegenheit ergab, spielte Aloys auf Liebhabertheatern, und versuchte sich sogar als dramatischer Dichter. Im Fasching des Jahres 1789 wurde in einem kleinen, fröhlichen Freundeskreis berathen über die Art, einen recht lustigen Abend zum Schlusse desselben zu veranstalten. Man schlug vor, Komödie zu spielen. Es sollte aber ein Stück sein ohne

\*) Solenhofen oder Solnhofen, Dorf in dem fränkischen Jura an der Altmühl, liefert seit Jahrhunderten für Europa und einen Theil Asiens werthvolle Steinplatten. Die vielen Steinbrüche und Schuttfelder, in denen kleine Hüttenbörsen neben hoch aufgestapelten Tafeln stehen, geben ihm das Ansehen einer Festung, und schon von Ferne hört man den hellen Klang der Hämmer, mit denen Hunderte von Arbeitern die Schichten des Steins abheben und zu Tafeln zerschlagen, die man zu Fliesen, Gefäßen, Briefbeschwerern u. s. w., die besten zu Platten für den Steindruck verarbeitet. Mit den zahlreich vorkommenden Verfeinerungen von Meeresthieren treiben die Arbeiter Handel.



Frauenrollen, und das war sehr schwer, ja fast unmöglich zu finden. Ohne Zögern erbot sich Mloys ein solches zu schreiben, und in acht Tagen war wirklich ein hübsches, einaktiges Lustspiel, „Der Mädchenkenner“, vollendet und binnen Kurzem von der lustigen Gesellschaft einstudirt. Die Aufführung sollte auf einer Privatbühne in München stattfinden, die ihnen bereits zugesagt war, aber durch einen Zufall plötzlich unbrauchbar wurde. Da erwirkte Vater Senefelder die Erlaubniß, die Münchner Hofbühne zu benützen. Die Sache erregte Interesse, auch im Publicum; die jungen Schauspieler, und besonders der siebzehnjährige Dichter, ärnteten reichlichen Beifall. — Im Jubel seines Herzens trug Mloys sogleich sein Stück in die Druckerei; und welch neues Glück, der Buchhändler Lentner kaufte den Rest der nicht verschenkten Exemplare für eine Summe, von welcher unserm Dichter, nach Abzug aller Kosten, noch fünfzig Gulden Ueberschuß blieben.

Man muß es wissen, welche Freude, welche Hoffnungen der erste baare Gewinn eigener Thätigkeit in einem jugendlichen Gemüthe erregt, um den Eindruck zu begreifen, welchen dieser Erfolg auf unsern, zu den rosigsten Illusionen ohnedieß geneigten jungen Freund hervorbrachte.

Er sah sich bereits als berühmten Dichter und Schauspieler; des Vaters Widerstand schien ihm jetzt ganz leicht zu besiegen. — Vorberhand freilich mußte er mit seinen goldenen Träumen ganz ruhig wieder zu seinem Corpus juris nach Ingolstadt zurückwandern. Wie wenig Geschmac er auch daran fand, studirte Mloys doch fleißig; sein reger Geist suchte auf allen Gebieten der Wissenschaft Bereicherung. Am meisten jedoch zog ihn außer seinen Klassikern das Studium der Chemie an. Dabei war indessen sein Entschluß, sich als Dichter und Schauspieler ganz der Bühne zu widmen, fester denn je, und es handelte sich nur noch darum, das einzige Hinderniß, den Widerwillen seines Vaters, zu besiegen. Dieses scheinbar einzige Hinderniß wurde indeß nur gar zu bald durch den Tod beseitigt. Vater Senefelder starb im Anfange des Jahres 1790.

Mloys betrauerte seinen Vater tief und innig, mit der ganzen Wärme seines weichen, kindlichen Gemüthes. Aber „was man wünscht, das glaubt man gern“, — und so glaubte denn auch Mloys, daß es jetzt kein Vergehn gegen den Willen des Vaters, sondern eher eine Pflicht für ihn sei, einen Stand zu ergreifen, der ihm Geld und Ehre einbringen müsse, und damit auch die Möglichkeit, seine Mutter mit sechs jüngeren Geschwistern zu unterstützen. Rasch wandte er seinen Folianten und der Hochschule den

Rücken, um in München Anstellung an der Hofbühne nachzusuchen. Nach dem glänzenden Erfolg seines Carneval-Scherzes erwartete er dieselbe mit vollster Zuversicht.

Aber der Maßstab ist für den Künstler von Beruf ein anderer als für den talentvollen Dilettanten. Mloys Senefelder erhielt keinen Beifall bei seinen wiederholten theatralischen Versuchen, und somit denn auch keine Anstellung in München.

Er versuchte nun sein Glück auf einigen Provinzialbühnen, unter andern zuletzt auch in Nürnberg, wo damals Franz Anton von Weber, der Vater unsres nachmals so berühmten Carl Maria von Weber mit einer neugebildeten Schauspielergesellschaft verweilte. Aber auch hier war der Erfolg gering, und schon nach wenigen Monaten kehrte er nach München zurück, mit dem Entschluß, die Schauspielerlaufbahn aufzugeben und seine Existenz lediglich auf seinen schriftstellerischen Erwerb zu gründen. Er hatte bereits mehrere kleine Theaterstücke fertig; ohne sich erst nach einem Verleger umzusehn, gab er, mit jugendlicher Zuversicht, eines derselben in Druck. Als aber der erste Bogen erschienen war, da fing ihm plötzlich vor den Kosten zu grauen an. Er ging mit demselben zu Lentner, der ihm damals seinen „Mädchenkenner“ abgekauft hatte, und fand ihn auch diesmal geneigt ein Gleiches zu thun.

Unter der Bedingung, daß die ganze Auflage zur Oftermesse fertig sei, sicherte ihm Lentner ein Honorar von hundert Gulden reinen Gewinn zu, nach Abzug aller Kosten.

Der Buchdrucker konnte jedoch in der bestimmten Zeit die Abdrücke nicht liefern; erst 14 Tage nach dem vereinbarten Termine überbrachte Senefelder die Exemplare seinem Buchhändler. In Folge dieser Verspätung schmolz das Honorar so zusammen, daß es kaum mehr für die Druckkosten ausreichte.

Welch ein Jammer für den armen, brodlosen Dichter!

„Noth macht erfinderisch“ sagt ein altes Sprichwort, und in der That, dieser bitteren Noth Senefelders verdankt die Welt, verdankt die Kunst eine der interessantesten Erfindungen. An der mangelhaften Leistungsfähigkeit eines Buchdruckers war seine zuversichtliche Erwartung des namhaften Gewinnes gescheitert. Da erwachte der Gedanke: „selbst drucken und unabhängig von Andern seine Geistesprodukte vervielfältigen und verwerthen.“ Dieses Verfahren böte neben materiellem Vortheil noch eine angenehme Abwechslung von körperlicher und geistiger Arbeit, und das Mittel zu einer unabhängigen Existenz.

Nachdem Senefelder gar manchen Tag in der



Buchdruckerei zugebracht hatte, kannte er die Manipulation des Setzens und Druckens ganz genau, und so war denn sein nächster Wunsch, eine kleine Buchdruckerpresse samt den dazu gehörigen Lettern zu erwerben. Zu seinem großen Jammer — aber freilich zum Glück für die Welt — konnte er das hierzu erforderliche Geld nicht aufstreifen.

„Hätte ich“, so schreibt er selbst in seiner Lebensgeschichte, „mir damals eine kleine Presse, Lettern und Papier kaufen können, so wäre der Steindruck wohl nicht so bald erfunden worden.“

Es galt nun etwas Andres zu gleichem Zwecke zu erfinden. Der Anblick einer schön gepreßten Tabaksdose von Buchsbaumholz brachte ihn auf den Einfall, die Buchstaben vertieft in Stahl zu stechen, und sie dann in Birnbaumholz einzuschlagen, um dadurch eine Art Holzschnittdruck zu erhalten. Der Mangel an dem nöthigsten Werkzeug, bei der großen Schwierigkeit des Schriftstechens, vereitelte auch dieses Projekt.

Nach manchen andern erfolglosen Proben wollte unser unermüdblicher Freund es nun mit dem Kupferdruck versuchen. Er übte sich spät und früh im Nachahmen der Druckerschrift, und zwar verkehrt, wie zum Abdrucken erforderlich war. Auf Papier gelang dieses binnen Kurzem; als er aber auf der Kupferplatte zu schreiben begann, bemerkte er nur gar zu bald, wie viel schwieriger es war, als er gedacht hatte. Unbekannt mit dem Verfahren der Kupferstecher konnte er den kleinsten Schreibefehler nicht mehr verbessern. Auch besaß er nur eine einzige kleine Kupferplatte für seine Schreibübungen, und gewahrte bald mit Schrecken, wie dieselbe nach jedesmaligem Abschleifen immer dünner wurde. Ein alter Zinnteller seiner Mutter sollte nun vorläufig statt ihrer zu den Versuchen benutzt werden, erwies sich aber als unbrauchbar zum Aetzen. Es wurde nun ein Stückchen Kellheimer Stein, das bisher nur zum Reiben der Farbe gedient hatte, durch einen Ueberzug von Wachstinte für die Schreibübungen zubereitet, und leistete gute Dienste. Das Schreiben ging auf demselben viel leichter und sicherer, als auf dem Kupfer, und wurde darum fleißig geübt, damals jedoch ohne jeden Gedanken an einen Abdruck vom Steine selbst.

Die Zusage eines Steinmehrs, ihm solche Kellheimer Steine in der Dicke von drei bis acht Zoll zu überraschend billigen Preisen zu verschaffen, erregte in Senefelder erst den Gedanken, einen Versuch damit zu machen. Das Poliren der Steine und die Mischung der Tinte boten neue Schwierigkeiten, und noch immer war trotz des Meisters unerschöpflicher

Mühe und Geduld, wobei er seine chemischen Kenntnisse aus der Studentezeit noch zu Hilfe nahm, das rechte Verfahren nicht entdeckt, als ein kleiner Zufall ihn endlich auf die richtige Spur leitete.

Als er eines Tages eben wieder eine Steinplatte sauber abgeschliffen hatte, um sie zu seinen Schreibübungen zuzurichten, verlangte seine Mutter, er möge ihr eiligst den Wäschezettel schreiben. — Die Tinte unsres weisen Dichters war fest eingetrocknet und kein Stückchen weißes Papier im Hause. Die Wäscherin wartete mit Ungebuld. Da schrieb Mops, bis auf Weiteres, das Verzeichniß mit der aus Wachs, Seife und Ruß bereiteten Tinte auf seinen Stein, um es dann später auf Papier zu kopiren.



Als er aber die Schrift wieder wegwischen wollte, fiel ihm plötzlich ein, was wohl daraus werden würde, wenn er sie mit Scheidewasser ätzte? Der Erfolg war überraschend. Alle folgenden Versuche, auf Stein zu schreiben, zeichneten sich vor den früheren vortheilhaft aus, und da Senefelder seine Kunst besonders zum Druck von Musikalien nutzbar zu machen gedachte und der Notendruck zu jener Zeit so schlecht war, daß er nun sicher sein konnte, Besseres zu liefern, so war diese Entdeckung von großer Bedeutung für ihn. Allein, um sie verwerthen zu können, war eben wieder vor Allem ein kleines Kapital zur Anschaffung von Steinplatten, Papier, verschiedenem Werkzeugen und einer Presse erforderlich. Aber alle Bemühungen, dieses zu erlangen, blieben vergeblich.

Der Ausweg, den Senefelder ergriff, ist gewiß bezeichnend für seine begeisterte Hingebung und Ausdauer. Er hatte gehört, daß ein Einstandsmann (Stellvertreter) für einen Artilleristen gesucht und dafür ein Handgeld von 200 fl. geboten werde. Schnell entschlossen, bot er sich als Stellvertreter an.



Für die 200 fl. gedachte er das nöthige Material anzuschaffen, und wenn, was er gar nicht bezweifelte, nach einigen Wochen Exercierübungen ihm Urlaub gegeben würde, dann wollte er recht nach Herzenslust sich seiner Erfindung widmen. Ueberdies, meinte er, seien ja 6 Jahre Dienstzeit auch gerade keine Ewigkeit; zum Experimentiren würde ihm wohl Zeit bleiben, ja bei der Artillerie vielleicht sogar Gelegenheit geboten sein, sich durch seine mancherlei Kenntnisse hervorzuthun und möglicherweise sein Glück zu machen. So trat er guten Muthes schon am dritten Tage mit einem Transport Rekruten die Reise nach Ingolstadt an, der damaligen Garnison der bayerischen Artillerie.

„Wohl mit ganz andern Empfindungen als vor drei Jahren, wo ich voll der schönsten Hoffnungen diese Stadt als Akademiker verlassen hatte,“ — schreibt Senefelder, — „durchschritt ich jetzt als Rekrut die Straßen derselben. Aber das Bewußtsein meiner Erfindung, für die ich dieses Opfer brachte, gab mir das Gefühl einer gewissen Würde, und so tröstete ich mich mit der Aussicht auf eine bessere Zukunft.“

Die erste Nacht in der Kaserne setzte jedoch schon seinen Muth auf eine ernste Probe; die rohen Späße der Kameraden und die Brutalität des Korporals widerten ihn an, und „rückten“, wie er sich ausdrückt, „das ihm vorsehende Soldatenglück bedeutend in Schatten.“

Am nächsten Morgen sollte er eingereiht werden. Als er aber, nach seinem Geburtsorte befragt, Prag nannte, wurde ihm bedeutet, daß einer kürzlich erschienenen Verordnung zufolge keinem Ausländer der Eintritt in die bayerische Armee gestattet sei, er daher nicht aufgenommen werden könne. Es war dieß unbestreitbar ein Glück für die Kunst und für Senefelder selbst, ihm aber erschien es in jenem Augenblick als ein gar bitteres Mißgeschick, bei seiner rath- und hilflosen Lage.

„Als ich nun,“ schreibt er, „wieder um eine Hoffnung ärmer den Rückweg antrat, blieb ich lange auf der Donaubrücke stehn und starrte hinab in den majestätischen Strom, in welchem ich schon einmal als Student beim Baden beinahe den Tod gefunden hätte. Da konnte ich freilich nur mit Mühe den Gedanken unterdrücken, daß meine damalige Rettung für mich kein Glück gewesen sei, weil ein so ungünstiges Schicksal mir sogar das dem Hilfslosesten sonst noch übrige Mittel, seinen Unterhalt ehrlich zu verdienen, nämlich den Soldatendienst, zu verweigern schien.“ — „Indeß“, fährt er weiter fort, — „obgleich tausendmal von falschen Hoffnungen betrogen, gab

ich mit unerschütterlicher Geduld mich doch immer wieder denselben neuerdings hin, und so ersetzte den gescheiterten Plan sogleich ein neues, freilich sehr bescheidnes Projekt. Ich wollte vorderhand meine Schriftstellerei und meine Erfindung aufgeben, und in Gottes Namen Drucker um Taglohn werden.“

So schritt er denn im stillen Gottvertrauen mit der ihm eigenen Zuversicht dahin. Da erweckte ein Stück Papier aus einem alten Gesangbuch mit schlechtem Notendruck, das er noch in Ingolstadt in einem Kramladen erhalten hatte und nun unterwegs aus der Tasche zog, plötzlich den Gedanken: ob denn, bei dieser schlechten Beschaffenheit des Notendruckes im Allgemeinen, nicht vielleicht ein Musikalienhändler doch die Probe mit seiner Erfindung wagen und ihm zu diesem Zweck ein kleines Darlehen geben würde? — Er beschloß, gleich nach seiner Ankunft in München Herrn Falter, dem Inhaber der einzigen damals bestehenden Musikalienhandlung, diesen Vorschlag zu machen. Zweimal stand er zagend an dessen Ladenthüre, und hatte nicht den Muth einzutreten. Als er eben wieder unverrichteter Dinge von dannen ging, begegnete ihm ein Bekannter, dem er sein Anliegen und seine Lage mittheilte. Von diesem erfuhr er, daß der Hofmusicus Gleißner vorhabe, zwölf Lieder und einige Kirchenmusik drucken zu lassen. Das war eine Freudenbotschaft für unsern Freund. Gleißner war ihm von früheren Zeiten her als ein braver, wohlwollender Mann bekannt. Ehe noch eine halbe Stunde verging, war Senefelder mit seinen ursprünglich für Falter bestimmten Probeblättern in Gleißners Wohnung. Er selbst war nicht zu Hause, aber seine Frau interessirte sich so lebhaft für das, was Senefelder ihr von seiner Erfindung mittheilte, daß sie ihn aufforderte, gleich nach dem Mittagessen wieder zu kommen. Senefelder ließ nicht auf sich warten; er brachte seine kleine Modellpresse mit, und die damit gemachten Proben gelangen so vortrefflich, daß Gleißner, aufs höchste überrascht von der Schönheit der Abdrücke und der Raschheit des Verfahrens, gleich das Anerbieten stellte: Senefelder solle auf seine (Gleißners) Kosten alles zu einer kleinen Druckerei Nöthige so schnell als möglich anschaffen. Wer war glücklicher als unser Freund. Seine Mutter hatte ihm bereits von einem Zimmermann eine kleine Presse für sechs Gulden machen lassen. Sie war allerdings sehr unvollkommen, und bekam gleich in den ersten Tagen zollbreite Risse. Dennoch lieferte sie ganz taugliche Abdrücke, und so wurden denn, — wie Senefelder schreibt: „um doch Herrn Gleißners Kasse möglichst zu schonen,“ — vorerst nur Steinplatten, Papier und andre nöthige Requisiten gekauft. Gleiß-



ner komponirte zwölf Lieder, Senefelder schrieb sie auf Stein, und machte mit Hilfe eines kräftigen Tagelöhners 120 Abdrücke. Das alles war das Werk von vierzehn Tagen. Falter gab für hundert Exemplare hundert Gulden; die Selbstkosten betragen kaum dreißig; so blieb ein Reingewinn von siebenzig Gulden, der in vierzehn Tagen erworben war. „Ich gewann damals so viel an fröhlicher Hoffnung, daß ich mich für reicher als Crösus hielt,“ — schreibt Senefelder. — Der Kammerpräsident Graf von Törring, der sich sehr lebhaft für die Erfindung interessirte, überreichte dem Kurfürsten Karl Theodor ein Exemplar, wofür dieser, zur Unterstützung des Unternehmens, hundert Gulden zugleich mit der Aussicht auf ein Privilegium übersandte. Ein Hest



Quetten von Gleißner lieferte einen ferneren Ertrag von vierzig Gulden, und eine Bestellung der Gräfin H. — eine Cantate auf Mozarts Tod, die aber in vier Wochen abgeliefert werden sollte, — stellte weitere ein hundert fünfzig Gulden in Aussicht. Unter so günstigen Verhältnissen erschien den beiden Freunden das Wichtigste für den Aufschwung ihres Geschäftes die Anschaffung einer neuen Presse. Schnell war eine solche zur Stelle, und alsbald wurde die alte zerklüftete, ungeachtet aller Proteste der klugen Frau Gleißner, dem Feuertod überliefert. Voll der freudigsten Zuversicht ging man nun mit der neuen, schönen Presse ans Werk, und erwartete in den Probeabdrücken wahre Meisterstücke zu sehen. Statt dessen aber erschienen zum größten Schrecken — nur verschmierte Blätter, unter zwanzig waren kaum drei mittelmäßige, und das Schlimmste bei der Sache war, daß alle Bemühungen, die Ursache dieses Unheils zu ergründen, vergeblich blieben.

„So lang ich lebe“, schreibt Senefelder, bleibt es mir unbegreiflich, wie wir alle so verblendet sein konnten. Die Ursache war eine so geringfügige, daß ich wirklich aus Angst, das gegebne Wort nicht halten zu können, ganz betäubt sein mußte, um sie nicht zu finden. — So kamen denn, nach dieser kurzen sonnigen Spanne Zeit, wieder zwei kummervolle Jahre. Der zur Ablieferung der Cantate bestimmte Termin rückte heran, und noch war kein Bogen gedruckt, Massen theures Papier waren nutzlos zu Grunde gegangen; die Gräfin forderte das Manuscript zurück, um Falter die Besorgung zu übertragen, ließ es dabei auch nicht an verlegenden Urtheilen und Vorwürfen fehlen. Frau Gleißner konnte, bei all ihrer warmen und werththätigen Theilnahme, es doch in ihrer Lebhaftigkeit nicht lassen, bei jeder Gelegenheit vorwurfsvoll zu betonen, daß so viel Unheil gar leicht vermieden werden konnte, hätte man nicht, ihren Rath mißachtend, die gute alte Presse verbrannt. Das verbrauchte Papier mußte bezahlt werden, und Gleißner sich deshalb von seinem kleinen Gehalte noch einen monatlichen Abzug gefallen lassen. Von einer Aussicht auf das Privilegium konnte kaum mehr die Rede sein, da man dem Kurfürsten berichtete, die Erfindung habe sich nicht bewährt. Das erworbene Geld war längst dahin, und überdies noch eine Schuld von hundert und fünfzig Gulden kontrahirt.

Auch die Gegner und Neider Senefelders versäumten nicht, durch heißen Spott über ihn und seine Erfindung die Lage des armen, vielgeprüften Mannes noch zu verbittern.

Dagegen harrte das Ehepaar Gleißner mit unerschütterlicher Treue bei dem Freunde aus. Ohne Klage theilten sie Kummer und Entbehrungen, so wie Habe und Gut mit ihm. Was nur irgend entbehrlich war, wurde zum gemeinsamen Lebensunterhalt verkauft. Frau Gleißner war ungeachtet ihres Verdrusses über die Zerstörung der alten Sechsgulden-Presse nicht minder als ihr Gatte zu jedem Opfer bereit, um das Unternehmen zu fördern. Senefelder selbst brütete Tag und Nacht über unzähligen Versuchen mit neu angefertigten Pressen und den verschiedensten Experimenten hinsichtlich des ganzen Verfahrens. Nachdem in solcher Weise, unter Mühen und Sorgen, zwei volle Jahre verflossen waren, sah er sich aber endlich am Ziele seines Streben. Er hatte mehr gefunden und erreicht, als er geahnt; die Verwerthung der Lithographie zu den mannigfachsten künstlerischen und industriellen Zwecken war jetzt unbestreitbar; es galt nur die möglichste Ausdehnung des Betriebes zu erzielen. An Bestellungen fehlte es nicht, jeder Tag lieferte schon einen Reinertrag



von acht bis zehn Gulden. Auch das lang ersehnte Privilegium ward endlich erlangt.

Als bald nach seinem Regierungs-Antritt verlieh Kurfürst Max Joseph, der nachmalige König, dem Erfinder ein Privilegium für ganz Baiern auf fünfzehn Jahre. Eine Strafe von hundert Dukaten und Konfiskation aller Vorräthe und Werkzeuge war demjenigen angedroht, der binnen dieser Zeit denselben beeinträchtigen würde.

Senefelder, ohnedies nicht der Mann, der sein Geheimniß zu hüten verstand, glaubte sich nun ganz sicher und gewährte jedem, der sich dafür interessirte, bereitwillig Einsicht in sein Verfahren. Er nahm seine beiden jüngeren Brüder Theobald und Georg zu sich, und unterwies sie in Allem; desgleichen zwei Lehrjungen von fünfzehn und sechzehn Jahren, Kinder armer Eltern, die er auch tüchtig einschulte.

Eines Tages kam der Musikalienhändler André aus Offenbach, der eine große Zimldruckerei für Noten besaß, zu Senefelder, nachdem er bei Falter Einiges von dessen Notendruck gesehen hatte.

„Aus der großen Aufmerksamkeit, mit welcher Herr André sich auch nach dem Geringsten erkundigte,“ — schreibt Senefelder — „schloß ich gleich, daß dieser Mann ein besondres Interesse an der Druckerei haben müsse, und gab mir also alle Mühe, die ganze Procebur aufs vortheilhafteste und deutlichste vor seinen Augen zu machen.“

In diesem Falle wenigstens fand Senefelders nahezu kindliche Selbstlosigkeit ihren Lohn.

André war so überrascht von der Schönheit der Abdrücke, der Schnelligkeit — (75 Blätter wurden in einer Viertelstunde gedruckt) — und dem geringen Materialverbrauch, daß er dem Erfinder sogleich die Summe von 2000 Gulden anbot, wenn er ihm die Kunst in ihrer ganzen Ausdehnung mittheilen und ihm eine Druckerei in Offenbach einrichten wollte. Senefelder ging mit Freuden auf den Antrag ein, versprach in drei Monaten — deren er noch bedurfte, um seine Geschäfte in München zu ordnen — nach Offenbach zu kommen, und erhielt von dem neuen Geschäfts-Freunde auf der Stelle drei hundert Gulden Anzahlung.

„Dieser plötzliche Uebergang von einer sorgenvollen zu einer behaglichen Lage war mir hauptsächlich des Herrn Gleißner wegen sehr angenehm,“ — schreibt Senefelder, sehr charakteristisch, bei diesem Anlaß. Neben der Abwicklung seiner verschiedenen Angelegenheiten machte der Meister in jener Zwischenzeit noch eine neue, wichtige Erfindung, das Umdrucken eines Kupferstiches auf Stein, wodurch eine

billige Vervielfältigung der schönsten Kunstwerke ermöglicht wurde.

In Begleitung seines Freundes Gleißner reiste nach Abfluß der drei Monate Senefelder nach Offenbach, wo als bald mit Einrichtung der Druckerei energisch begonnen wurde. Nach 14 Tagen waren die ersten Probe-Abdrücke mit bestem Erfolg gemacht, und André, der die Tragweite und Bedeutung dieser Erfindung gar bald erkannte, stellte nun Senefelder das Anerbieten, mit ihm in Compagnie zu treten und ganz nach Offenbach überzusiedeln. Er wollte seinem schon bedeutenden Geschäfte eine noch größere Ausdehnung geben und zu diesem Behufe in London, Paris und Berlin Druckereien errichten, deren Oberleitung je einer seiner jüngeren Brüder in der Folge übernehmen sollte, und wofür er von den betreffenden Regierungen die Privilegien gegen Nachdruck leicht zu erwirken hoffte.

Senefeldern wurde von dem Gewinn der sämtlichen André'schen Unternehmungen der fünfte Theil zugesichert; außerdem hatte er während seines Aufenthaltes in Offenbach, in André's Hause Kost und Wohnung, ein eignes Reitpferd zur Benützung und einen Jahresgehalt von ein tausend Gulden. Auch Freund Gleißner erhielt auf sein Ansuchen eine ehrenvolle Verwendung und einen jährlichen Gehalt von 600 Gulden.

Was den Letzteren betraf, bat Senefelder, da Er ledig und an gar Weniges gewöhnt, — Gleißner aber verheirathet sei, diesem die tausend Gulden überlassen und dagegen für sich die sechshundert in Anspruch nehmen zu dürfen. — Aber auch von diesen floß noch mehr als die Hälfte in Gleißners Kasse.

Nachdem diese glückverheißende Uebereinkunft abgeschlossen war, kehrte Senefelder nochmals für einige Zeit nach München zurück. Um des erhaltenen Privilegiums nicht verlustig zu werden, mußte die Druckerei daselbst im Gange bleiben. In der ihm eigenen harmlosen Weise übergab er ihren Betrieb samt Inventar seinen beiden Brüdern, ohne alle weiteren Bedingungen, als daß sie die Sache mit Fleiß und Sorgfalt fortführen und ihm den fünften Theil des Gewinns ausfolgen sollten. Die übrigen vier Theile wies er ihnen und der Mutter zum Unterhalte an.

Die Brüder waren höchst bereitwillig auf den Antrag einzugehen, weniger jedoch, die eingegangnen Verpflichtungen zu erfüllen. Es währte nicht lange, so sah Senefelder, in Folge der ihm zugegangenen Nachrichten aus München, sich veranlaßt, dieselben nach Offenbach kommen zu lassen, um sie dort unter seiner Aufsicht zu verwenden.



In Offenbach wurden die Arbeiten im großen Maßstabe betrieben und nahmen raschen Aufschwung. André begab sich nun nach London, um das Privilegium zu erlangen, Senefelder sollte zu gleichem Zwecke nach Wien und dort, nachdem das Privilegium erreicht wäre, gleich eine lithographische Anstalt gründen, an deren Spitze er dann selbst zu bleiben hätte. Durch ein seltsames Mißverständnis wurde André berichtet, daß zur Erreichung eines Privilegiums in England die Anwesenheit des Erfinders nöthig sei. Nur mit dem äußersten Widerstreben leistete Senefelder der Aufforderung, nach London zu kommen, Folge. Auch war sein Aufenthalt daselbst höchst unbehaglich. Andrés ältester Bruder Philipp, ein ängstlich argwöhnischer Mann, schien zu befürchten, — vielleicht nicht ganz ohne Grund — daß Senefelder in seiner sorglos offenerzigen Weise, vor Erhaltung des Privilegiums Jemandem das Geheimniß offenbaren könnte. So hütete er denn seinen Gast gleich einem Gefangenen, ließ ihn nie unbeobachtet und hielt ihn während sieben Monaten fast immer zu Hause, von Tag zu Tag das Privilegium erwartend. Senefelders immer reger Geist benutzte allerdings auch diese unfreiwillige Muße zu neuen Erfindungen und Verbesserungen; endlich aber riß ihm doch die Geduld, und er erklärte, daß er nun abreisen werde, gleichviel ob mit oder ohne Privilegium. Wenige Tage darauf erhielt er dasselbe, und trat nun voll der schönsten Hoffnungen die Rückreise nach Offenbach an. Doch neue Hiobsposten erwarteten ihn dort.

Arglos hatte er, — der den Eigennutz, wie er selbst sagte, nur dem Namen nach kannte, vor seiner Abreise nach London den Brüdern sein Projekt mitgetheilt, mit André gemeinschaftlich eine große lithographische Anstalt in Wien zu errichten.

Die Brüder, welche schon längst auf Gleißner eifersüchtig waren, hielten es für unzweckmäßig, den Gewinn mit André zu theilen, anstatt ihn ausschließlich der Familie zuzuwenden. Sobald nun Moys nach England abgereist war, veranlaßten sie ihre Mutter, mit einigen Probedrucken sich eiligst nach Wien zu begeben, um dort ein Privilegium für die jüngern Träger des Namens Senefelder zu erlangen. Die Mutter ging ohne Säumen auf den Vorschlag ein, da, wie sie meinte, Moys ja ohnehin durch André in England versorgt sei. — Durch einen seltsamen Zufall erhielt Frau Gleißner von diesem Unternehmen Kunde.

Sie war außer sich. Wußte sie ja, daß falls jene ihren Zweck erreichten, ihrem Gatten der oft besprochene Antheil an diesem vortheilhaften Ge-

schäfte entginge. Sie eilte zu André und verlangte, er möge sich alsbald selbst nach Wien begeben. Seine Weigerung, der er noch die Erklärung beifügte, daß Senefeldern die Sache bis zu seiner Rückkehr verschwiegen bleiben müsse, erregte das Mißtrauen der lebhaften Frau. Sie reiste nun selbst nach Wien, um die Pläne ihrer Gegner zu vereiteln.

Von dort aus schrieb sie an Senefelder, um ihn vor den eigennütigen Absichten Andrés zu warnen, der ihn und seine Erfindung nur für seinen Vortheil ausbeuten wolle, und forderte ihn auf, baldigst selbst nach Wien zu kommen um das Privilegium zu erwarten. Sie fügte bei, daß ein angesehenner Mann sich sehr für die Sache interessire und die Summe von sechs tausend Gulden zur Unterstützung und Förderung des Unternehmens angeboten habe.

Welche peinliche Lage für unsern armen, vielgeplagten Freund zwischen zwei streitenden Frauen, deren eine seine Mutter, die er zärtlich liebte, die andre die Gattin seines bewährtesten Freundes war, gegen die er sich zur innigsten Dankbarkeit verpflichtet fühlte; überdieß schwankend zwischen dem seiner Natur so entsprechenden Vertrauen, das André auch gewiß verdiente, und dem durch Frau Gleißner, — deren Ansicht auch ihr Hausherr, ein geachteter Wiener Bürger, bestätigte — erregten Mißtrauen. — Eine Reise nach Wien schien Senefeldern selbst unvermeidlich unter diesen Verhältnissen. Er ging zu André und verlangte deshalb Urlaub für drei Wochen. Dieser mißrieth ihm die Reise aufs bestimmteste, von der er nur Unannehmlichkeit, aber keinen Erfolg erwarten dürfe, da die beiden Frauen mit ihren Aufsehen erregenden Streitigkeiten die Sache längst verdorben hätten, daß gar keine Aussicht auf Erlangung eines Privilegiums vorhanden sei. Dagegen biete sich, wenn er in Offenbach bliebe, Gelegenheit zu abermaliger Ausdehnung des Geschäftes und dadurch neue Vortheile auch für ihn. Wie besonnen und klar Andrés Vorstellungen auch waren, Senefelder, wohl krankhaft erregt durch so viele widrige Eindrücke, beharrte auf seinem Begehren. Unglücklicherweise entschlüpfte André im Eifer seinen Freund zu überzeugen, wie wenig er zur Besorgung des Geschäftlichen geeignet sei, eine Aeußerung, die diesen tief verletzete: er erinnerte ihn an die hilflose Lage, aus der er ihn befreit hatte. Das war Senefelders empfindlichste Stelle! Tiefgekränkt zerriß er vor Andrés Augen den erst Tags vorher gegenseitig unterzeichneten Contract, worin ihm für seine Lebenszeit der fünfte Theil des Gewinnes aller Andréschen Unternehmungen zugesichert war.



Es war dieses einer der unheilvollsten, folgenreichsten Schritte seines Lebens; was er damit aufgegeben, hat er in gleichem Maße nicht wieder gefunden. — Zu Andrés neuem und wohl sehr gerechtem Verdruss trat nun Senefelder mit seinen beiden Brüdern, die schon früher wegen ihres, allgemeinen Unwillen erregenden Benehmens aus der Anstalt entlassen worden waren, die Reise nach Wien an. Dennoch rief André, der ruhig und besonnen bald seinen Fehler erkannte, dem Scheidenden noch beim Einsteigen in den Wagen zu: „Wenn Sie in Wien nichts erreichen, wovon ich vollkommen überzeugt bin, dann lehren Sie bald möglichst nach Offenbach zurück; mein Haus und meine Arme stehen Ihnen, nach wie vor, immer offen.“ —

Das zu thun, lag in jenem Augenblick wohl am wenigsten in Senefelders Absicht. Voll der glänzendsten Hoffnungen für die Entwicklung und das Gedeihen seiner Erfindung langte er in Wien an.

Aber statt der geträumten Herrlichkeit überkam gar bald eine Fluth von Enttäuschungen und Verdrießlichkeiten unsern armen Freund.

Frau Gleißner fand er krank und aufs höchste entrüstet über André. Dieser hatte zwar, obgleich er ihre Reise mißbilligte, ihr doch die Mittel dazu, so wie zu ihrem Aufenthalte in Wien gegeben; aber sein Geschäftsmann daselbst sah sich veranlaßt, der kleinen Frau größere Sparsamkeit zu empfehlen, während sie meinte, vornehmeres Auftreten und großer Aufwand seien zur Erreichung ihres Zweckes erforderlich. Ueberdies hatte derselbe seinem Prinzipal dringend gerathen, wenn er die Sache nicht ganz aufgeben wollte, das Privilegium für sich zu erwerben, was bei seinem so bekannten und geachteten Namen nicht schwer werden dürfte, wogegen bei Senefelders Mangel an Energie und der Verschwendung seiner Freunde das Unternehmen niemals Vortheil bringen würde. —

André, ohne seine wohlmeinende Gesinnung gegen Senefelder im mindesten zu ändern, fand nach seinen eigenen Erfahrungen den Vorschlag ganz vernünftig, und beauftragte seinen Geschäftsfreund, ganz nach seinem Gutdünken zu handeln; das wäre, meinte nun Frau Gleißner, denn doch zu viel!

In ihrer leidenschaftlichen Erregtheit schilderte sie das alles ihrer Umgebung, so wie dem eben angekommenen Freunde mit so grellen Farben, daß Andrés Verfahren als wahrhaft empörend beurtheilt wurde, und selbst der gutmüthige, uneigennützigte Senefelder sich tiefgekränkt fühlte durch die Vorstellung, daß er, als Erfinder, nun ganz von dem Kaufmann abhängen sollte.

Als er aber bald darauf erfuhr, wie André, in liebevoller Sorge für ihn, zugleich den bestimmtesten Auftrag gegeben, daß ihm an Geld verabreicht werde, was er immer verlange und bedürfe, ohne jegliche Beschränkung; — als er allmählig gewahrte, wie Vieles sich anders verhielt, als Frau Gleißner in ihrer lebhaften Phantasie es angeschaut und ihm berichtet hatte, — da war, wie er sagte, nicht nur aller Groll verschwunden, sondern er schämte sich recht sehr, den redlichen Freund so verkannt zu haben.

Er schrieb an André. Leider aber war dieser eben auf längere Zeit von Offenbach abwesend, und sein Bruder beantwortete den Brief in einem so verlegenden Tone, daß hiermit für jeden freundschaftlichen Verkehr die Brücke abgebrochen war. Die verheißenen 6000 Fl. betreffend, hatte Frau Gleißner auch die damit verbundenen „Wenn und Aber“ verschwiegen.

Herr v. Hartl, der dieselben in Aussicht gestellt, stand an der Spitze einer Maschinenweberei, für welche er, nachdem er Senefelders Proben von Rattendruck bei Frau Gleißner gesehen, großen Vortheil von dieser Erfindung hoffte. Dazu bedurfte es aber wieder in erster Reihe eines Privilegiums. — Zum Ueberflus erklärten nun auch Senefelders Brüder, die zu jenen Menschen gehörten, welche zu glauben scheinen, André seien nur deshalb da, um ihnen ein bequemes Dasein zu bereiten, — daß sie, weil Aloys sie mit leeren Hoffnungen getäuscht, nach München zurückkehren wollten, um sich dort selbständig niederzulassen.

Sie verlangten hierzu ausreichendes Reisegeld, und drohten, falls ihnen dieses verweigert würde, das ganze Geheimniß der Erfindung an Wiener Kunsthändler zu verkaufen, wofür sie bereits Anträge erhalten hätten. Außer Stand die Summe aufzubringen, blieb Senefeldern kein anderer Ausweg in seiner peinlichen Verlegenheit, als sich an Herrn von Hartl selbst zu wenden, dem ebenfalls an der Bewahrung des Geheimnisses viel gelegen war, indem davon die Bewilligung des Privilegiums abhing.

Hartl gab denn auch das Reisegeld als Vorschuß, und die Brüder kehrten nach München zurück, nachdem sie mit Aloys einen Kontrakt abgeschlossen, kraft dessen Letzterer ihnen gestattete, selbständig eine Druckerei zu errichten, wogegen sie sich verpflichteten, ihm ein Drittel des Reingewinnes, nach Abzug nicht nur aller Unkosten sondern auch ihres Lebensunterhaltes, zu verabfolgen.

Inzwischen hatte auch Gleißner seine Stelle in Offenbach aufgegeben und seine ganze schöne Hauseinrichtung um einen Spottpreis verkauft, der kaum



zur Bestreitung der Reisefkosten nach München ausreichte. Frau Gleißner eilte auf diese Nachricht auch dahin zurück, und traf die Ihrigen in großer Noth. Dringende, klägliche Hilferufe ergingen nun an Senefelder; Geld sollte er schicken, und hatte ja selber keines.

Die Lage seines treuen Freundes ging ihm näher als die eigene. Er berebete nun Hartl, Gleißner nach Wien kommen zu lassen, da sich derselbe beim Notendruck nützlich machen könnte. Das Geld zur Reise, so wie das für die nöthigsten Anschaffungen, wofür Frau Gleißner zum wenigsten vier hundert Gulden verlangte, nahm Senefelder, um seinen Gönner nicht nochmals zu belästigen, zu leihen. Wie schnell die Zeit heranrückte, wo er die Summe mit Wucherzinsen zurückzahlen sollte, daran dachte er in diesem Augenblicke gar nicht; wenn nur dem Freunde geholfen war!

Nach der Ueberfiedlung der Familie Gleißner nach Wien, wurde sogleich eifrig mit dem Notendruck begonnen. Da aber Herr von Hartl wegen seiner andern Geschäfte immer versäumte, was Senefelder ihm gerathen, sich bei den berühmten Komponisten, wie Haydn, Beethoven und Andern, um Lieferung ihrer Werke für seine Druckerei zu bewerben, „so komponirte“, wie Senefelder sagt, „eben Gleißner immer frisch drauf los, um doch den einmal angestellten Arbeitern ihren Tagelohn nicht umsonst zu bezahlen.“

So wurden denn während eines ganzen Jahres nur Gleißner'sche Kompositionen gedruckt, deren Vorrath ins Unermessliche anwuchs.

Aber auch Freund Senefelder vergaß Notendruck, Gleißner und Schulden über sein neues Studium, obgleich es doch so nahe lag, wie viel besser Herr von Hartl gethan hätte, gleich einen tüchtigen Färbermeister anzustellen. Aber die alte Lust an der Chemie und der Ehrgeiz, auf allen Gebieten bewandert zu sein, reizten ihn unwiderstehlich dazu.

Die Proben des Rattendrucks gelangen vortreflich; aber sowohl die Spinnerei, als die lithographische Anstalt erforderten immer neue Zuschüsse, ohne ihrerseits einen namhaften Ertrag zu liefern. So entschloß sich endlich Herr von Hartl, krank und verstimmt über die mancherlei verfehlten Spekulationen, den Betrieb der letzteren seinem Sekretär Steiner zu überlassen. Senefeldern sollte ein Drittel des Reingewinnes zufallen.

Anfänglich schien die Anstalt unter der neuen Leitung einen sehr günstigen Aufschwung zu nehmen. Man druckte nicht nur Noten, sondern versuchte sich auch in Kunstfachen. Die zu jener Zeit so beliebten

Preißlerschen Zeichenvorlagen wurden lithographirt und mit gutem Erfolg herausgegeben. Als jedoch Senefelder am Ende des Jahres nach seinem Antheil fragte, erwiederte man ihm, daß hiervon vor zehn Jahren nicht die Rede sein könne, da vorerst die zwanzig tausend Gulden an Herrn von Hartl aus dem Geschäftsgewinn bezahlt werden müßten.

„Ich sah endlich ein“, erzählt Senefelder, „wo das hinaus wollte, und um keinen Prozeß führen zu müssen, wozu mir ohnedies die Mittel fehlten, nahm ich eben Steiners Vorschlag an, ihm für sechs hundert Gulden meinen ganzen Antheil zu verkaufen. In meiner bedrängten Lage bat ich ihn, mir doch die



Summe gleich auszuzahlen. Da erhielt ich — fünfzig Gulden! — weil, was ich nicht wußte, Steiner noch fünf hundert fünfzig Gulden von Gleißner zu fordern hatte.“ —

Das war das Resultat seines Wiener Aufenthaltes, der Lohn jahrelanger, mühevoller Arbeit und geistiger Anstrengung!

Ohne ein Wort des Großen fährt er fort: „Diese Wendung der Dinge schmerzte mich sehr; aber Herr von Hartl tröstete mich mit dem Beispiel anderer Erfinder, denen es auch nicht besser ergangen ist, und die nebst ihren ersten Unterstützern auch keinen wahren Nutzen von ihrem Unternehmen erhalten haben.“

Die nächste Aussicht, wohin unser hoffnungsreicher Freund seine Blicke wendete, war die Directorstelle an der Rattunfabrik zu Pottendorf. Er träumte bereits von einem jährlichen Einkommen von zehn bis zwölftausend Gulden, das ihn für alle bisherigen Enttäuschungen entschädigen würde. Diesmal war es sogar ein weltgeschichtliches Ereigniß, woran seine glänzenden Hoffnungen scheiterten: die von Napoleon verhängte Continentsperre, welche



auf das Fabrik-Wesen in Deutschland von so entscheidendem Einfluß war.

Der Verkauf einer kleinen Presse, wofür er fünf hundert Gulden erhielt, bot ihm zum Glücke für den Augenblick die Mittel zum Lebens-Unterhalt, ein Antrag der Gebrüder Faber zu St. Pölten, die Leitung ihrer Kattunfabrik zu übernehmen, eine tröstende Aussicht für die nächste Zukunft.

Während er mit denselben brieflich unterhandelte, kam ein Hofmusicus aus München, ein Freund Gleißners, nach Wien, und suchte diesen sogleich auf. Er erzählte unter Anderem auch von den Brüdern Senefelders, wie gut es denselben jetzt ergehe. Sie selbst klagten in ihren Briefen immer über Mangel an Arbeit und daraus entstehenden Nahrungsforgen. Sie hätten ihr Privilegium an die Regierung verkauft, wären beide an der Feiertagschule angestellt und eben im Begriffe, in Compagnie mit einem Dritten, einem einflußreichen Manne, eine Druckerei und Kunsthandlung zu gründen, wozu ihnen sogar von der Regierung ein bequemes Lokal verheißen sei.

Diese Mittheilung versetzte die gute Frau Gleißner in solche Aufregung, daß sie erklärte, sie wolle und müsse sich durchaus persönlich von der Richtigkeit derselben überzeugen. Jede Gegenvorstellung blieb erfolglos; sie reiste nach München.

Bei ihrer Rückkehr nach mehrwöchentlicher Abwesenheit brachte sie nun nicht nur die Bestätigung des Obengesagten, sondern auch noch andre wichtige Nachrichten mit. Sie hatte in München einen früheren Gehülfen Senefelders getroffen, der, nachdem er längere Zeit in Leipzig bei Breitkopf und Härtel gearbeitet, nun in München eine eigne Druckerei errichtet hatte. Bei diesem lernte sie den berühmten Komponisten Abt Vogler kennen, der bereits mehrere seiner Werke auf Stein hatte zeichnen und drucken lassen und mit dem Resultat höchst zufrieden war. Er interessirte sich lebhaft für die Erfindung, und hatte auch den Director der königlichen Hof- und Staatsbibliothek, Freiherrn von Aretin, dafür zu gewinnen gewußt. Beide machten nun Frau Gleißner den Vorschlag, mit ihrem Gatten und Senefelder gemeinsam eine große lithographische Anstalt in München zu gründen, zu deren Einrichtung und Betrieb sie ihrerseits das Kapital beschaffen wollten.

Diese Nachricht zauberte in Senefelders Brust einen wahren Hoffnungsfrühling hervor. Besonders freute ihn die Betheiligung Aretins dabei. Dieser war einer seiner früheren Mitschüler auf dem Gymnasium, „und da er,“ schreibt Senefelder, „immer und in Allem der Erste war, hegte ich von je her große Achtung vor ihm und den Wunsch, mit ihm

näher bekannt zu werden, weil ich überhaupt von je her für ausgezeichnete Menschen eine besondre Vorliebe hatte.“

Später wohnte Senefelders Mutter in einem dem Baron Aretin gehörigen Hause, der ihr, als sie in bedrängter Lage um Aufschub wegen der Miethzahlung bat, großmüthig den ganzen Betrag schenkte. Mit einem solchen Mann in Verbindung zu treten, war allein schon für Senefelder ein gar anziehender Gedanke. Da auch die Gebrüder Faber nicht nur bereitwillig den gewünschten Urlaub zusagten, sondern sogar Geld sandten als Vorschuß zur Besorgung kupferner Walzen für ihre Fabrik, so machte sich Senefelder, nach einem sechsjährigen, an trüben Erfahrungen reichen Aufenthalt in Wien, mit der Familie Gleißner auf den Weg nach München, wo Aretin und Abt Vogler ihn erwarteten. Die auf den Letzteren gesetzten Hoffnungen erwiesen sich jedoch bald als unbegründet, theils, weil er statt des Kapitals nur eine Partie seiner älteren Compositionen einsetzen wollte, wogegen Aretin protestirte, theils weil er durch sein Zerwürfniß mit der Akademie verstimmt, nicht mehr dauernd in München blieb. Die neue Anstalt aber nahm darum nicht minder unter Senefelders Leitung und Aretins thätiger Unterstützung einen raschen, vielversprechenden Aufschwung. Es wurden verschiedene Pressen, für Musik, für Regierungs-Arbeiten und für das Kunst-Fach in Gang gesetzt. Besonders ehrenvolle Anerkennung auf letzterem Gebiete erwarb sich das Institut durch getreue Nachbildung des berühmten, von Albrecht Dürer für Kaiser Maximilian verfertigten Gebetbuches mit seinen herrlichen Rand-Arabesken, das sich in der königlichen Staatsbibliothek zu München befindet. Diesem folgte bald eine Reihe von Nachbildungen der werthvollsten Blätter aus der Sammlung berühmter Handzeichnungen, von einem talentvollen Schüler der Akademie, Ferdinand Piloty,\*) ausgeführt.

Bei alle dem blieb der Erfolg des Unternehmens in finanzieller Beziehung weit hinter den Erwartungen Senefelders und seines Gönners zurück. Geschickte Arbeiter waren schwer zu bekommen, und selbst diese brachten es in der ihnen ganz neuen Kunst nur allmählig zu der nöthigen Vollkommenheit. Die Drucker waren unzuverlässig und verdarben Abdrücke und Platten; wollte Senefelder seiner

\*) Ferdinand Piloty, ebenfalls Sohn eines ausgezeichneten Schauspielers der Münchener Bühne, war der Vater unseres in weitesten Kreisen bekannten und berühmten Künstlers Professor Carl Piloty.



Sache sicher sein, mußte er bei den sämmtlichen fünf Pressen Alles selbst machen.

Vor Allem fehlte es der Anstalt an einem geschäftskundigen Manne, um ihre Interessen zu vertreten; überdieß hatten sich sowohl in München selbst, als in andern Städten so viele Steindruckereien gebildet, daß das so eifrig angestrebte Privilegium nahezu werthlos geworden war. Als im Jahr 1810 Baron Aretin nach Neuburg versetzt wurde, gerieth die Anstalt wieder ins Stocken. Senefelder wollte nun nach Paris, und dort eine Druckerei in großartigem Maßstabe einzurichten, mußte aber wegen der politischen Ereignisse auch diesen Plan aufgeben. Indessen kam derselbe einige Jahre später gleichwohl zur Ausführung.

„Meine Aussichten“, schreibt Senefelder „wurden nun immer schlechter, und es war nahe daran, daß ich, um meinen Unterhalt zu erwerben, bei einem meiner früheren Lehrlinge hätte um Arbeit nachsuchen müssen.“

Durch eine Namensverwechslung waren, zur Vollendung des Mißgeschickes, eine Stelle und namhafte Aufträge, — vom Minister dem Erfinder zugedacht, — dessen Bruder Theobald zugekommen, der sich dadurch in sehr behaglicher Lage befand, aber durchaus nichts für Moys that.

Eine erfreuliche Genugthuung war in jenen trüben Tagen für Senefelders weiches Gemüth die Anerkennung und das warme Interesse, welches der König Ludwig I. von Baiern seiner Erfindung zuwandte. Er ließ damals Senefelders Büste modelliren, die später in Marmor ausgeführt wurde. Sie befindet sich in der Reihe anderer verdienstvoller Männer in der eigens zu diesem Zwecke erbauten Ruhmeshalle in München.

Aretin, der auch in der Ferne ein lebhaftes Interesse für die Erfindung und den Erfinder bewahrte, vermittelte, daß die Anstalt, welche Senefelder allein nicht fortzuführen vermochte, in andre Hände kam. Der damalige Director der Gemäldegalerie von Manlich übernahm das Kunstfach, Kunsthändler Zeller den geschäftlichen Theil. Senefelder selbst aber erhielt die Stelle eines Inspectors der Lithographie beim Steuerkataster mit einem Jahresgehalt von 1500 Fl. lebenslänglich. Geheimerrath von Utschneider fügte dem Anstellungsdekret eine eigne Zuschrift bei, in welcher er sagte: daß er sowohl, als die königliche Commission, stolz darauf sei, den Erfinder dieser Kunst selbst zu besigen, und durch seine Anstellung im Namen des Vaterlandes seine Verdienste zu belohnen. Auch Gleißner fand bei derselben Commission eine Stelle mit jährlich tausend Gulden.

Es war dieß in jener Zeit wohl mehr als das Dreifache im Vergleich zu den Verhältnissen von heutzutage. Nebenbei war es Senefelder gestattet, aus seiner Kunst in jeder beliebigen Weise Vortheil zu ziehen, wozu seine Stellung, nachdem er die Arbeiter einmal eingeschult hatte, ihm reichlich Muße ließ.

Nachdem er auf diese Art seine Existenz gesichert sah, vermählte er sich mit der Tochter des Ober-Auditors Bersch, einem lieblichen, neunzehnjährigen Mädchen, und schien nun endlich eines ruhigen Glückes theilhaftig zu werden. Aber auch dieses währte nicht lange. Ehe noch drei Jahre vergingen, entriß ihm der Tod seine junge Gattin. Nach zwei Jahren schloß Senefelder eine zweite Ehe, mit der Nichte des Kapellmeisters Peter von Winter. Sie war eine vortreffliche, sorgsame Hausfrau, eine gute, liebevolle Mutter für ihren kleinen Stiefsohn, und Senefelder rühmt ihre Verdienste in seiner Selbstbiographie mit warmer Anerkennung, indem er hinzusetzt: „Sie hat mich dadurch mit dem Schicksal wieder versöhnt, und um ihrer und meines einzigen lieben Sohnes willen habe ich mich denn auch hauptsächlich zur Herausgabe meines Lehrbuches des Steindruckes entschlossen, um durch dieses Werk ihr und meinem Kinde, wenn ich nicht mehr bin, eine Anweisung auf die Achtung ihrer Zeitgenossen zu hinterlassen, da es mir ohne diese Triebfeder viel gleichgültiger wäre, was man über meine Kunst und ihren Erfinder denken möchte.“

Bei so vielen trefflichen Eigenschaften fehlte aber der Frau Senefelder doch das Verständniß für die Genialität und das eigenthümliche geistige Wesen ihres Gatten, und darum auch jene liebevolle Rücksicht mit den Schwächen, wodurch namentlich geniale Menschen häufig die Geduld ihrer nächsten Umgebung gar sehr in Anspruch nehmen. Zu diesen gehörte allerdings Senefelder in jeder Beziehung. In seinem Laboratorium fort und fort über neuen Erfindungen und Verbesserungen brütend, vergaß er nicht nur selbst Essen, Trinken und Schlafen, sondern auch alle Rücksicht auf die ihn zu Hause erwartende Familie. Ein guter Haushalter war unser Freund eben auch nicht. Obgleich er neben seinem Gehalt noch namhafte Summen erwarb, überschritten doch die Ausgaben immer das Einkommen. Die zahllosen Experimente verursachten nicht unbedeutende Kosten; dabei hatte er immer Hand und Herz offen, und wurde nicht selten in unverantwortlicher Weise mißbraucht. Da gab es denn allerdings manch häusliches Ungewitter, das Senefelder aber jedesmal geduldig über sich ergehen ließ, wie er sagte: „im Bewußtsein seiner Schuld.“



Im Jahre 1816 erschien endlich sein „Lehrbuch,“ in Folge wiederholter Anregung und Ermunterung seines Freundes, des damaligen General-Sekretärs der Akademie Friedrich von Schlichtegroll, der die Einleitung dazu selbst verfaßte. Er schildert darin den großen Nutzen der Lithographie, sowohl für die Kunst, als zur Erleichterung, welche durch den Druck von Schrift und Noten Tausenden zu Theil wird, insbesondre aber deren große Bedeutung für die Bervielfältigung von Kunstwerken. Die erst später erfolgte lithographische Herausgabe der Gemälde-Sammlungen von München und Dresden, nebst unzähligen andern Blättern, geben Zeugniß für die Richtigkeit dieses Ausspruches.

Für sein Lehrbuch verlieh ihm die Akademie der Wissenschaften in München die goldne Medaille, die Regierung für seine verbesserten Druckmaschinen ein neues Privilegium. Bald wurde sein Werk in fast alle lebenden Sprachen übersetzt. Mit dem für den bescheidenen Meister höchst charakteristischen Ausspruch: „das Buch gehöre ja der Welt“, wies er auf's entschiedenste jedes Honorar von den Uebersetzern zurück. Aus England erhielt er eine große, eigens auf ihn geprägte Medaille mit der Inschrift: *To the Inventor of Lithography, Mr. Aloys Senefelder.*

Der Kaiser von Rußland und der König von Sachsen sandten ihm kostbare Diamantringe. König Ludwig von Baiern ehrte ihn durch Verleihung der goldenen Ehrenmedaille des bairischen Civilverdienstordens nebst einem Geldgeschenk von ein tausend Gulden.

Senefelder war bereits sechzig Jahre alt, als in ihm, der niemals kunstgerecht zeichnen oder malen gelernt hatte, plötzlich die Lust erwachte, ein Bild mit Oelfarbe zu malen. Der kühne Versuch mag ihm Arbeit und Mühsal in Fülle bereitet haben. Dieses veranlaßte ihn zu den Proben des Oelfarben-druckes, der ihn bis zu seinem Ende lebhaft beschäftigte.

Wohl möchte man anzunehmen geneigt sein, daß bei der unermüdblichen Anstrengung und Thätigkeit, die er sein ganzes Leben hindurch an seine Erfindung gewendet, unter den zahllosen Kämpfen, Sorgen und Nöthen, die wie eine Schmerzenskette sich durch sein Dasein gezogen, seine frühere Neigung zur Poesie und Schauspielkunst gänzlich erloschen sei. Auch erwähnt er derselben in seiner Selbstbiographie mit keinem Worte. Dagegen erzählen seine nächsten Freunde, darunter auch der Kunsthändler Sachse aus Berlin, daß diese Reminiscenzen seiner früheren Leidenschaft gar nicht zu den Seltenheiten gehörten. Im Druckerostüm, die Schürze umgebunden und

die Ärmel hoch aufgesträmpelt, mitten unter dampfenden Tiegeln und Retorten, eben im Begriff einen Stein abzuschleifen oder seine Tinte zu brauen, überkamen ihn plötzlich solche Momente poetischer Begeisterung. Mit großem Pathos, dessen Wirkung die Anflänge des altbairischen Dialektes und die äußere Erscheinung des Declamators allerdings durchaus nicht die beabsichtigte war, recitirte er dann Hamlets Monolog oder Stellen aus Julius Cäsar und andern klassischen Werken. Wenn der kleine, wohlbeleibte Mann hiezu mit den nackten, oft mit Druckerschwärze beschmierten Armen gewaltig agirte, und den von langen, wirren Haaren umrahmten Kopf emporhob, während seine kleinen, dunklen Augen von Begeisterung blühten, — da war es in der That keine leichte Aufgabe für den Zuschauer, ernst zu bleiben. Und doch hätte Senefelder jede Kundgebung im entgegengesetzten Sinne sehr übel genommen. Ihm war die Sache heiliger Ernst; besonders erfreut war er, wenn einer der Anwesenden ihm mit einer andern klassischen Stelle erwiederte. Auf diesen Wunsch ging denn Sachse, ein Mann von vielseitiger Bildung, dem verehrten Meister zu Liebe häufig ein. Er war darum auch der tägliche, vielwillkommene Gast in seinem Laboratorium, zu dem nur den Auserwählten der Zutritt gestattet war. Sachse hatte in der von Senefelder in Paris gegründeten Anstalt die Kunst des Steindruckes erlernt, und kam, um den Erfinder persönlich kennen zu lernen, im Herbst des Jahres 1827 nach München. Man hatte ihm so viel von dessen Eigenthümlichkeiten erzählt, daß er beinahe fürchtete, abgewiesen zu werden.

Um so angenehmer war er überrascht, als Senefelder, in seiner schlichten Weise, ihn auf's herzlichste empfing. Er führte ihn gleich am folgenden Tage in die verschiedenen in München bestehenden Druckereien, und zuletzt in sein eignes Laboratorium, mit der Aufforderung, wenn er Lust habe, sich jeden Morgen gegen 8 Uhr dort einzufinden. So war Sachse während zweier Monate im täglichen Verkehr mit dem Meister, dessen Genialität und vielseitige Kenntnisse er, wie er wiederholt versicherte, immer von neuem zu bewundern Gelegenheit fand.

Einfach und genügsam in allen seinen Bedürfnissen, beschränkten sich Senefelders Ansprüche an Lebensgenuß darauf, Abends ein paar Glas Bier in heiterer Gesellschaft zu trinken.

Dabei war er selbst der lustigste Tischgenosse, sprudelnd von Wit und Humor.

„Eines Abends,“ so erzählt Sachse, — „nach besonders anstrengender Tagesarbeit, forderte ich ihn auf, eine Flasche Wein mit mir zu trinken. Wir



faßen mit einigen Bekannten zusammen, und man sprach von dem frühlingsgleichen Wetter, da es doch der 6. November war. „Der 6. November ist heute?“ rief Senefelder; „da ist ja mein Geburtstag! Den hab' ich jetzt schon drei Jahre lang nicht mehr gefeiert, weil ich ihn immer vergessen.“

Die Versäumniß wurde nun mit einigen Flaschen Champagner nachzuholen versucht.

Auf Sachses Bestellung malte Professor Hauber im Jahr 1830 Senefelders Bildniß, welches dieser dem Freunde mit dem Beisatz übersendete: „Nach dem allgemeinen Urtheil soll es mir sehr ähnlich sein.“

Senefelder hatte wenn auch nur wenig materiellen Lohn für seine Erfindung, doch die Genugthuung erlebt, das, was er gesät und gepflanzt hatte, noch reiche Frucht tragen zu sehen. Die Anerkennung und allgemeine Verbreitung seiner Kunst galt ihm mehr als Geld und Gut. So lebte er still und zufrieden, fortan mit weiteren Versuchen, und Plänen, und besonders mit der Vervollkommnung seiner letzten Erfindung, des Oelfarbendruckes, beschäftigt, bis der Tod seinem rastlosen Streben ein Ziel setzte.

Senefelder starb am 26. Februar 1834 zu München. Sein Grab schmückt ein Denkmal, das König Ludwig I. ihm setzen ließ. Die Inschrift ist in sin-

niger Weise auf eine Solenhofener Platte gefertigt, und diese dem Monumente eingefügt.

Sehr richtig sagt ein Biograph Senefelders: „Nicht allein jedes Kunst- und Buchhandel-Schaufenster, — unzählige Gegenstände des gewöhnlichen Gebrauchs, auf die man, durch die Gewohnheit gegen den Eindruck abgestumpft, heute kaum noch achtet, — können uns, sobald wir darauf merken, die Beweise geben, was die Lithographie für unzählige Gebiete des modernen Lebens geleistet hat.“

Senefelder selbst schließt sein „Lehrbuch“, das zugleich die Geschichte seines Lebens und seiner Erfindung enthält, nachdem er sich über die rasche Verbreitung seiner Kunst mit großer Befriedigung ausgesprochen, mit folgenden Worten:

„Ich wünsche nur, daß sie bald auf der ganzen Erde verbreitet, der Menschheit durch viele vortreffliche Erzeugnisse vielfältigen Nutzen bringen und zu ihrer Veredlung beitragen, niemals aber zu einem bösen Zwecke mißbraucht werden möge. Dieß gebe der Allmächtige! Dann sei gesegnet die Stunde, in der ich sie erfand.“

Wir fügen bei: Gesegnet sei das Andenken des edlen Mannes, der in so selbstloser Hingebung sein ganzes Leben einem großen Zwecke, dem Besten der Menschheit, gewidmet hat.

Der Verfasser der obigen Darstellung von Senefelders Leben verdankt die hier gegebenen Mittheilungen vorzugsweise einer bei Gelegenheit von Senefelders 100. Geburtstage erschienenen Festschrift, welche den Titel führt:

**Alois Senefelder, Erfinder der Lithographie.** Festschrift zum 100. Geburtstage Senefelders am 6. Nov. 1871 von Ludwig Pietsch. Berlin, in Commission der Springer'schen Buchhandlung (Max Winkelmann.)

Dieselbe ist bestimmt, dem Zwecke der Errichtung eines Denkmals für den trefflichen Mann zu dienen, und wir betrachten es als Pflicht unter Hinweis auf unsere Quelle auch den Lesern unseres Blattes dieses empfehlenswerthe Unternehmen ans Herz zu legen.

Anmerkung. Das Wesentliche der Erfindung Senefelders beruht auf einem chemischen Vorgange, durch welchen die ebene Oberfläche eines Steines (kohlen-saurer Kalk) an einzelnen Stellen für die darüber gewalzte Fettfarbe empfänglich, an andern aber unempänglich gemacht wird. Hierzu wendet man verschiedene Verfahren an, die alle auf derselben Basis beruhen und fürs Auge verschiedene Resultate hervorbringen. Soll die lithographische Zeichnung das Aussehen erhalten, als sei sie mit schwarzer Kreide hergestellt, so wird die Steinfläche mit feinem Sande rau gemacht (gelörnt). Mit einem fettigen, aus Talg, Seife, Wachs, Sapellack und Ruß hergestellten Stifte geschieht die Anfertigung der Zeichnung. Für Federzeichnung schleift man den Stein spiegelglatt und verwendet die genannte Masse wie eine Art Tusche, die mit Feder oder Pinsel aufgetragen wird. Feinere Linien erzielt man durch das Graviren. Hierbei wird die Zeichnung in die glatte, durch Gummi Arabicum für Fett unempänglich gemachte Oberfläche eingeritzt (gravirt) und alsdann die so entstandenen Vertiefungen mit Oel eingerieben. Eine mit obgenannter Tusche auf hierzu präparirtem Papier hergestellte Zeichnung kann auch sofort auf den Stein übertragen, geätzt und dann gedruckt werden (Autographie). Bei allen den hier genannten Verfahren spielt neben der zur Zeichnung verwendeten Masse, das Aetzen mittelst Salpetersäure die Hauptrolle. Der kohlen-saurer Kalk des Lithographiesteines ist sehr empfänglich für das beim Zeichnen aufgetragene Fett. Kommt nun die verdünnte Salpetersäure als Aetzmittel in Anwendung, so nehmen auch die feinsten Punkte der Zeichnung keine Säure an, wohingegen die freien Stellen der Oberfläche aus kohlen-saurem in salpetersauren Kalk verwandelt werden und in diesem Zustande, besonders wenn sie noch mit Wasser befeuchtet sind, nichts von der jetzt darüber gewalzten Fettfarbe annehmen. Letztere haftet nur an den bezeichneten Stellen. Ist dies geschehen, so kann der Druck beginnen: der Stein wird in die Presse eingeseilt, ein feuchter Bogen aufgelegt, ein leichter Druck genügt und der Abdruck ist gemacht.

Am meisten kommt in unserer Zeit die Gravirmanier in Anwendung, besonders zur Herstellung von Landkarten, technischen Zeichnungen, Rechnungen, Visitenkarten u. s. w. Die Kreidemanier verwendet man mit großem Geschick bei Nachahmungen von Oel- und Aquarellgemälden, welche oft in Hinsicht auf Farbenpracht und Schönheit kaum vom Originale zu unterscheiden sind. Die Federmanier und Autographie dienen nur untergeordneten Zwecken.



## Versteckens.

Von Franz Bonn.

Zu einem Bilde von Oscar Pletsch.



Im Nachbarhof — o schöne  
Welt!

Mit Brettern, Stangen,  
Dielen,

Wie ist da Alles vollgestellt,  
Recht zum Versteckens spielen.

Da ist ein Hügel, ein Mauer-  
loch,

Ein kleiner Stall für Schweine,  
Des Hundes Hütte und dazu  
noch

Die lustigen, großen Steine.

Wie uns in stiller Seligkeit  
Die Stunden da entschwin-  
den —

Kein schöner Fleck ist weit  
und breit  
Auf dieser Welt zu finden!

In allen Winkeln groß und  
klein

Die Einen sich verstecken,  
Die Andern suchen aus und  
ein

An allen End' und Ecken.

Es folgen Hund und Vögelein  
Dem fröhlichen Gewimmel.

O Kind, dir ist kein Raum  
zu klein,

Und jeder Raum ein Himmel!





## Armlieschen.

Ein Märchen

von

Julius Sturm.

Original-Zeichnung von W. Friedrich.

Es war in einer kalten Winter-  
nacht, als Armlieschen mutter-  
seelenallein auf der dunklen  
Straße stand. Vater und Mut-  
ter waren ihm gestorben und die  
fremden Leute, bei denen es  
wohnte, hatten es aus dem Hause  
gejagt, weil es ein Schüsselchen  
zerbrochen hatte.

Der Wind pfiß kalt und  
schneidend durch die Straßen und Armlieschen, das  
nur ein ganz dünnes Röcklein anhatte, zitterte vor  
Frost an allen Gliedern.

Sehnsüchtig blickte es nach den hellen Fenstern  
auf und seufzte traurig: „Ach wüßt' ich nur, wo gute  
Leute wohnen, die mir armen, verlassenem Kinde ein  
Winkelchen in ihrer warmen Stube einräumen! Ich  
armes Kind muß gewiß in der kalten Winternacht  
erfrieren.“

Als es so seufzte und klagte, hörte es lustige  
Tanzmusik; sie schallte aus einem großen Hause  
heraus, vor dem Armlieschen gerade stand und in  
dessen erstem Stock alle Fenster hell erleuchtet waren.

Armlieschen dachte bei sich: „Dort oben wohnen  
fröhliche Leute; sollten diese einem armen Waisen-  
kinde nicht ein Eckchen in ihrem großen Saale ein-  
räumen?“ Indem es so dachte, ging es in das große  
Haus hinein, stieg die Treppe hinauf und pochte an  
eine Thür. Da trat ein Diener heraus, der einen  
rothen mit goldnen Treppen besetzten Rock trug. So  
wie er Armlieschen sah, rief er scheltend: „Was will  
das Lumpengefindel hier?“ „Ich wollte euch nur  
bitten“, sagte Armlieschen bescheiden, „daß ihr mich  
in einem Eckchen in dem warmen Saale lauern  
ließet, mich friert so sehr.“ „Dummes Kind,“ brummte  
der Diener, „das würde mir schön bekommen, wenn

ich dich in den Saal eintreten ließ. Du in deinem  
armseligen Lumpenfähnchen paßtst eben zu den vor-  
nehmen gepuzten Herrschaften.“ Da weinte Arm-  
lieschen bitterlich, denn es war ja nicht seine Schuld,  
daß es ein so gar armseliges Kleidchen anhatte, es  
hatte ja nur dieses eine.

Es stieg nun eine Treppe höher hinauf, und  
als es droben war, hörte es ein Feuer lustig knistern.  
Da wurde Armlieschen herzlich froh; das Knistern  
klang ihr tausendmal schöner, als die schönste Musik.  
Es faßte Muth und klopfte an die Küchenthüre.  
Auf das Klopfen kam eine alte dicke Köchin heraus  
und fragte das Kind, was es bringe. „Ach,“ seufzte  
Armlieschen, „ich bringe nichts, ich bin ein armes  
Waisenkind und wollte euch nur um die Erlaubniß  
bitten, mich an eurem Küchenfeuer zu wärmen.“  
„Was!“ schrie die dicke Köchin, „in meiner Küche  
willst du dich wärmen? In meiner Küche ist kein  
Platz für Diebsgefindel. Mach, daß du fort kommst,  
sonst! —“ Die dicke Köchin war ganz roth vor Zorn  
geworden und schwang drohend einen großen Koch-  
löffel. Da weinte Armlieschen noch bitterlicher als  
zuvor, denn es war immer ein ehrliches Mädchen  
gewesen und mußte sich Diebsgefindel schelten lassen.  
Es stieg noch eine Treppe höher hinauf, da war es  
stockfinster, und es hätte lange nach der Thüre suchen  
müssen, wenn es nicht das Schlüsselloch bemerkt hätte,  
das durch die dunkle Nacht wie ein heller Stern  
leuchtete. Armlieschen guckte durch das Schlüsselloch  
und sah vor einer großen Lampe einen Mann mit  
weißem Barte emsig an einem Tische schreiben, auf  
dem ein gewaltiger Haufen Bücher lag. Armlieschen  
pochte an und trat schüchtern ein. Ach, wie that  
ihm die Wärme so wohl! Es bat mit Thränen in  
den Augen den Mann mit dem weißen Barte um  
die Erlaubniß, die Nacht in einem Winkelchen am



Ofen zubringen zu dürfen. Der alte Mann machte ein finsternes Gesicht und sagte: „Bei mir bleiben möchtest du? Nein! Das geht nicht an; du störst mich in meiner Arbeit. Aber ich will ein Uebriges thun. Hier hast du einen Heller.“

Armlieschen ging mit seinem Heller aus dem warmen Zimmer in die kalte Nacht hinaus und tappte im Finstern noch höher hinauf. Es pochte wieder an eine Thür und als sie dreimal angepocht hatte, öffnete es die Thür und merkte, daß es auf den Boden gekommen war; durch die kleinen runden Bodenfenster blickten die Sterne freundlich herein. Armlieschen dachte bei sich: „Du willst dich in einen Winkel kauern, wenn es hier auch kalt ist, pfeift doch der Wind nicht so schneidend, wie drunten auf der Straße. So kauerte es sich nieder, hauchte in seine erstarreten Hände und betete zum lieben Gott: „Lieber Gott! ich bin ein armes Waisenkind, und die Leute, bei denen ich wohnte, haben mich in die kalte Winternacht hinausgejagt, weil ich ein Schüsselchen zerbrochen hatte. In meiner Noth dachte ich, lieber Gott, an den schönen Spruch: „Klopset an, so wird euch aufgethan,“ und ich habe nun schon an drei Thüren angeklopft, aber kein Mensch will mich armes,

verlassenes Kind behalten. Ach, du lieber, lieber Gott, zeige mir doch selbst die rechte Thüre, damit ich armes Kind nicht vor Frost und Hunger umkommen muß; ich habe ja auf der weiten, weiten Welt nur dich allein.“ So betete Armlieschen und schlief ein, und als es wieder erwachte, stand es vor einer großen prächtigen Thür und wußte nicht, wie ihm geschehen war, denn es fror nicht mehr und hatte sein altes armseliges Kleidchen nicht mehr an, sondern ein langes Gewand, das weiß wie frischgefallener Schnee war. Armlieschen hatte nicht den Muth an die goldene, funkelnde Thür zu klopfen, aber eine freundliche Stimme rief: „Klopset an, so wird euch aufgethan.“ Da faßte Armlieschen sich ein Herz und klopfte leise an die prächtige Thür. Kaum war das geschehen, so sprang die Thür weit auf und zwei lichte Gestalten kamen dem Kinde entgegen, und als diese riefen: „Willkommen, Armlieschen, willkommen!“ klangen die Stimmen Armlieschen wunderbar vertraut und es erkannte in den lichten Gestalten seine verstorbenen lieben Eltern wieder und wußte nun, wo es war. Der liebe Gott hatte dem armen, von den Menschen verlassenen Kinde die rechte Thür gezeigt.

## Baer de Gaern von Klaus Groth.



### III.

#### Anna Susanna.

Anna Susanna, geh du na  
Schol!  
„Jeh heff nix aewern Fot.“  
Treck du Papa sin Tüffeln  
an!  
„De sünd mi vèls to grot.“  
Stèck du en halb Bund Stroh  
in,  
So sünd se di to pasß. —  
Wa kann min Anna Susanna  
springen,  
Barbeenti daer dat Gras!

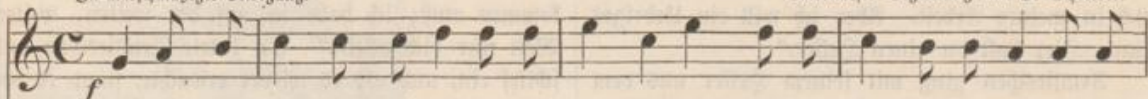
Anna Susanna geh du zur Schol. — „Ich habe nichts überten Fuß.“ — Zieh du Papa's Pantoffeln an. — „Die sind mir viel zu groß.“ — Stèck du ein halb Bund Stroh hinein, — So sind sie dir zu pasß. — Wie kann meine Anna Susanna springen, — barfüßig durch das Gras!



# Lob des Waldes von Wilh. Osterwald.

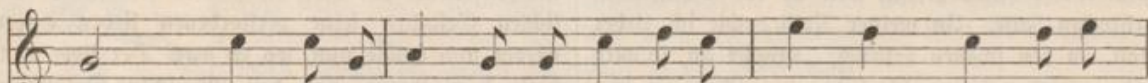
In marschmäßiger Bewegung.

Volkswiese. Begleitung von G. Schreiber.



1. Herr = lich, mein Deutsch = land, sind all' dei = ne Gau = en, reich = lich ge = seg = net mit köst = li = chem
2. Seid mir ge = grü = ßet, ihr Ei = chen und Bu = chen, Bäu = me der Kraft und des treu = en Ber =
3. Rau = schen = de Wip = sel, ihr las = set mich ah = nen Hau = chen des Höch = sten, der schuf und er =
4. Wie auf dem Ra = sen, dem schwel = len = den wei = chen, schwe = ben die Schrit = te so leicht mir da =

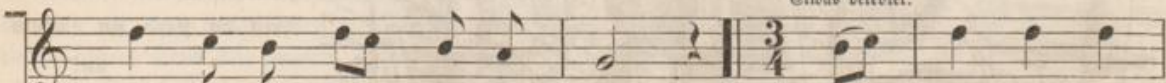
In marschmäßiger Bewegung.



1. Gut: gol = de = nen Fel = dern und la = chen = den Au = en, stol = zen Ge =
2. eins. Ge = bet mir gern, was ich kom = me zu su = chen: blü = hen = de
3. hält, weist mich em = por zu den hei = li = gen Bah = nen, drauf der Er =
4. hin! Dank euch, ihr Bu = chen, und Dank, euch ihr Ei = chen, daß ihr er =



Etwas belebter.



1. bir = gen und rau = schen = der Fluth. Doch preis' ich vor
2. Lust wie den Blu = men des Hains, hier, wo vor der
3. ha = be = ne wallt durch die Welt, daß mei = ne Ge =
4. fri = schet mir Olie = der und Sinn! Ihr rauscht mir den

Etwas belebter.





1. al = len die grü = nen = den Hal = len auf ra = gen = dem Hang; denn  
2. Küh = le muß wei = chen die Schwü = le der Stra = ßen der Stadt und  
3. dan = ken' fliehn ü = ber die Schran = ten des End = li = chen weit und  
4. Se = gen des Mu = thes ent = ge = gen, rauscht Frie = den und Glück, und

*cresc.* *f*  
1. freu = di = ger wal = let das Herz, wenn er = schal = let im hei = mi = schen  
2. hol = des Ge = sun = den in schat = ti = gen Run = den ent = strö = met den  
3. ger = ne doch wie = der sich sen = ken her = nie = der zur Blu = me, die  
4. in = nerst er = freu = et in Wald = lufte ver = neu = et, so fehr' ich zur

*cresc.* *f*

1. Wal = de der deut = sche Ge = sang.  
2. Wip = feln aus jeg = li = chem Blatt.  
3. schüt = tet der Er = de das Kleid.  
4. Pflicht und ins Le = ben zu = rüf.



## Die deutsche Natur im Kreislaufe des Jahres.

Von

Karl Ruz.



### Im Juli.

Der Bauer steht vor seinem Feld  
Und zieht die Sterne traus in Falten:  
„Ich hab' den Acker wohl bestellt,  
Auf reine Ausfaat streng gehalten;  
Nun seh' mir einer das Unkraut an!  
Das hat der böse Feind gethan.“

Da kommt sein Knabe hochbeglückt,  
Mit bunten Blüten reich beladen;  
Im Felde hat er sie gepflückt,  
Kornblumen sind es, Rohn und Maden.  
Er jauchzt: „Sieh, Vater, hier die Pracht!  
Das hat der liebe Gott gemacht.“

Julius Sturm.

Wenn wir jetzt auch von früh Morgens bis spät Abends durch die heimatlichen Fluren schweifen, so können wir uns nicht sattsehen an der Fülle der Blumenpracht, an ihrer Mannichfaltigkeit und Schönheit; mit Jubel und Entzücken schauen wir das uns umgebende vielgestaltige Thierleben und vermögen weder die ganze Fülle der einen noch des andern zu fassen.

In den buntesten Farben des ganzen Jahres prangt der Blumengarten. Alle jene glänzenden Schönheiten fremder Welttheile, besonders die aus wärmeren Zonen bei uns eingebürgerten, erschließen jetzt ihre in den lebendigsten Tinten prangenden Blüten.

Raum geringer ist aber die Mannichfaltigkeit der

Juliblüten in unseren einheimischen Fluren. Auf den wenigen noch ungemähten Wiesen, auf den Tristen und an den Rainen haben jetzt die Dolden- und Vereinsblütler ihre Herrschaft angetreten; und wenn zwischen den eiförmig weißen, weißlich-grauen oder gelben Doldenblüten die schön himmelblauen Blümchen des Wegwarts, die röthlichen der Akerwinden, die gelben der Hahnenfußarten, die lieblichrothen Büschel des Tausendgüldenkrauts und noch viele andere gleichsam emportauschen, so wird jeder sinnige Naturfreund diesem Schmuck der Fluren anziehende Schönheit zuerkennen müssen. Doch der Landmann betrachtet alle diese buntblühenden Gewächse keineswegs mit demselben freudigen Herzen wie wir; ihm



sind sie vielmehr weiter nichts als Unkräuter, von denen besonders die holden blauen Kornblumen, das gelbe Löwenmaul, der purpurrothe Klatschmohn und die violetten Raben nicht selten überaus lästig sich zeigen. Betrachten wir nun den Gegensatz unserer Freude an dem bunten Schmuck der Natur — und des Verdrusses, den die Unkräuter dem Landwirth machen, so fallen uns unwillkürlich die Verse ein, in denen der Dichter die schön und lebenswahr schildert und die wir daher zum Sinnspruch für diesen Monat gewählt haben.

Im Walde segt jetzt der Rothhirsch sein vollkommen ausgebildetes Geweih, d. h. er sucht durch Reiben und Schuern an den Bäumen die hautartige Umhüllung (den sogenannten Bast), unter welcher es hervorgewachsen ist, zu entfernen. Die Hirschkuh führt ihr buntes Kälbchen, und junge Dammhirsche werden noch geboren. Im Uebrigen aber ist in der Welt der Säugethiere die Zeit bereits vorüber, in welcher junges Leben zum Dasein kommt. Mehrere Vierfüßler tragen jetzt bereits emsig Wintervorräthe ein, so der Hamster, das Eichhörnchen, die Mäusearten und andere.

Sehr regsam geht es in der Vogelwelt zu; die meisten Vögel haben jetzt Junge im Neste, viele zum zweiten, manche bereits zum dritten Male. Ueberall, wohin wir hören, ertönt das Zirpen um Nahrung bettelnder junger Vögel; hier ist es eine Familie so eben dem künstlichen Nest entschlüpfter Edelfinken, dort ist es eine Brut kleiner Sperlinge; hier trippelt ein Völkchen reizender Rebhühnchen, sorgsam geführt und bewacht von den beiden Alten, drüben auf der Dorfstraße hocken die jungen Störche im Nest und am Sims des Bauernhofes die Schwalben, tief im dunkeln Walde lassen die jungen Reiher ihr heiseres Krächzen erschallen u. s. w.

Viele andere Vogelarten, deren Junge bereits völlig flügge sind, streichen entweder familienweise umher, wie Hänflinge, Seeschwalben, Wildenten u. a., oder sie haben sich zu großen Schaaren angesammelt und fallen in die Getreidfelder, Wiesen und Gebüsche, wie Sperlinge, Staare, Krähen und dergleichen. Noch andere Vögel wiederum, welche die Heimat bereits bald wieder verlassen müssen, sind jetzt schon in einer theilweisen Mauser, d. h. dem Wechsel des Gefieders begriffen, wie der Kukul, Pirol, die Uferschwalbe, Mandelkrähe und andere.

Eine außerordentliche Regsamkeit zeigt sich jetzt in dem wahrhaft unendlichen Reiche der Kerbthiere oder Insekten. Wie der Kirschbaum mit den süßen reifen Früchten der Versammlungsort für Kernbeißer, Grasmücken und andere Vögel, so ist die blühende Linde wiederum der für die allerkleinste Welt. Bienen und Hummeln, Fliegen und Mücken, allerlei Schmetterlinge und viele andere tummeln sich mit Gesumm und Gebrumm in ihrem Blätter- und Blüthenbüschel umher und zehren von dem leckeren Honigsaft.

Viele Kerbthiere zeigen sich jetzt in einer vorzugsweise verderblichen Thätigkeit. Unter den Käfern treten eine große Anzahl übler Gäste aus der verrufenen Gemeinschaft der Müsselkäfer in großer Schädlichkeit auf, so der Nebenstecher, Waller, Nußbohrer und zahlreiche Muffel- und Samenkäfer. Von den Raupen kommt der Fraß der Kiefernneule, des Kiefern-Schwärmers und Spanners jetzt am meisten zur Geltung. Außerdem sind die Raupen der sogenannten Eckflügler, also der schönsten unserer einheimischen Schmetterlinge, des Pfauenauges, Trauermantels, Admirals, Distelfalters, kleinen Fuchses u. a. zahlreich zu finden. Als die häufigsten Schmetterlinge erscheinen jetzt aber die Kohl- und Hedenweißlinge, Goldaster, Kiefern- und Ringelspinner, Gras- und Saateulen; nicht minder fliegen die prächtigen Eis- und Schillerfalter in der Nähe des Baches umher.

Die immer zahlreicher reisenden Früchte mahnen uns täglich mehr daran, daß die Herbstzeit sich nähert.

In der immer noch zunehmenden Hitze wird schon früh Morgens der reichlich an den Pflanzen perlende Thau verdunstet und auf den Höhen zittert die Luft in welligen Schwingungen. Das großartige Naturschauspiel des Gewitters entwickelt sich vor unsern Blicken. Während die Hitze auf 24 bis 25 Grad steigt, zeigt unsere einheimische Natur den Durchschnittsgrad der tropischen. Diese Hitze ist aber auch die Ursache, daß das Grün der Fluren immer fahler wird, das der Baumkronen immer dunkeler und das der Getreidfelder immer kräftiger gelb — bis endlich als das mahnenste Zeichen des nahenden Herbstes die Sense in den Halmenfeldern zu rauschen beginnt.

Wer das Verständniß dafür hat, kann jetzt wahrnehmen, daß nicht allein die höhere Thierwelt ihre Herbst- und Wintervorbereitungen trifft, sondern daß auch die Mannichfaltigkeit der Kleinsten, der Kerbthiere, ihre Entwicklung oder ihren Lebensabschluß zu gewinnen eilt. Die Larven und Raupen verpuppen sich und aus den vorhandenen Puppen brechen die vollkommenen Kerbthiere hervor, um ihre Bruten abzusetzen und ihre Lebensaufgabe zu vollenden. Nicht minder aber bereitet sich jetzt schon die Pflanzenwelt für eine andere Zeit vor. Tene unendliche Menge und Mannichfaltigkeit der Knospen, welche in jedem Frühlinge hervorbrechen, bilden sich jetzt still und unbemerkt in der Gestalt von kleinen Erhöhungen, die Anlagen zu den künftigen Blättern und Blüten.

Bevor zu Ende des Monats die allgemeine Mürigkeit der Ernte beginnt, ist in der Landwirthschaft eine Stille eingetreten, welche mit den Vorbereitungen zu jener größten und erfreulichsten Thätigkeit des Landmanns ausgefüllt wird.

In der Waldwirthschaft wird eine große Regsamkeit entwickelt. Alle oben genannten Nadelholzfeinde müssen jetzt in emsiger Weise vernichtet werden. Die



schwärmenden Schmetterlinge des großen Spinners sammelt man am frühen Morgen; die in großen Gespinnstbällen verpuppten Prozeßionsraupen werden ebenfalls vertilgt und die Raupen der Forleule müssen an den Stämmen, an denen sie herabsteigen, um unter dem Moose sich zu verpuppen, aufgesucht werden. Auch auf die Raupen des Dämmerungsfalters, die Asterraupen der Kiefernblattwespe und andere wird sorgfältig geachtet. Waldstellen, welche so stark vom Raupenfraß befallen sind, daß man an ihrer Rettung verzweifeln muß, werden mit Gräben eingeschlossen, innerhalb derer alles Holz gefällt, entschält und herausgeföhren wird, während man die Rinde und das Keisig verbrennt. In den von der Hitze ausgetrockneten Brückern läßt man Holz fällen und die Stubben roden. Auch zu Wasser-Bauten und -Anlagen ist jetzt die geeignetste Zeit.

Allmählig beginnt wieder die Jagd. Flugbare junge Raubvögel der schädlichsten Arten werden mit Hilfe des Uhu, der größten einheimischen Eule, welches jenes Raubgesindel von weit und breit her anlockt, erlegt. In den Brückern ist die Entenjagd im Gange. Auch junge Vorkühner und Fasanen, Junghasen, schwache Hirsche und Rehböcke werden geschossen.

Fast zu keiner andern Zeit des Jahres sprechen wir so viel vom Wetter, als gerade jetzt, da alle Welt von der unvermeidbaren Hitze geplagt wird und da die Landleute immer in Sorge sein müssen, ob ihr Getreidesegen nicht kurz vor dem Einbringen noch durch des Wetters Launen, Hagelschlag, Gewitterregen, Sturm geschädigt werde.

Die Sonne hat ihren höchsten Stand überschritten und die Tage werden wieder kürzer. Die Hitze wird jetzt oft so stark, daß wir jeden Lusthauch als eine Erquickung begrüßen und daß wir uns des Nachmittags an schattigen Orten und eben so des Abends nur im Freien wohlfühlen. — Wenden wir unsere Blicke zum Sternenhimmel empor, so finden wir bemerkbare Veränderungen. Die Sommer Sonnenwende zeigt uns die Sterne von ganz andern Seiten; hoch im Osten taucht das Sternbild des Wassermanns auf, während der Steinbock bereits emporgestiegen ist. Weiter nach Süden hin steht der Schütze, noch südlicher die Waage und tief unten der Skorpion. Ganz nach Westen hin finden wir die Jungfrau und nordwestlich dem Untergang nahe den Löwen. Der schönste Stern des Himmels ist gegenwärtig der prachtvoll glänzende Algol im Sternbilde des Perseus. Er gehört zu jenen merkwürdigen Sternen, deren Lichtstärke wechselseitig in ganz auffallendem Grade sich vermehrt und abnimmt, ohne daß man bis jetzt die Ursachen dieser wunderbaren Erscheinung festzustellen vermochte.

Wenn Menschen und Thiere in der Hitze fast ver-schmachten und Baum und Strauch schlaff die welken

Blätter herunterhängen lassen, wenn die sengenden Stralen der Mittagssonne glühend auf die dürren Halmchen herabprallen und der um seine Kartoffeln und das Sommergetreide besorgte Landmann wehmüthig nach dem wolkenlosen Himmel hinausschaut: dann hören wir wohl einmal ein Wehen und Säusen in den Aesten und Zweigen, ein Schütteln, Beugen und Bewegen, gleich als wolle der Wald sich etwas erzählen und ein Baum dem andern die frohe Kunde zuflüstern: er kommt! der lange erwartete und ersehnte. Und in der That; in kurzem bedeckt sich der Himmel über und über mit schwarzen Wolfen schauern und ein fernes Grollen verkündet uns den beginnenden Kampf der Naturgewalten. Die ersten großen Regentropfen flatschen hernieder und werden gierig von der schmachtenden Erde, von Pflanzen, Thieren und Menschen mit gleicher Lust eingesogen. Immer dichter wird der Regen und zuletzt stürzt er mit solcher Heftigkeit herab, daß die Schaaren der sich erquickenden Geschöpfe nur eiligst wieder ihr schützendes Obdach aufsuchen müssen. So rasch als er gekommen, geht er aber auch vorüber; nur kurze Zeit, und die Sonne strahlt schon wieder in aller ihrer Pracht und Herrlichkeit am blauen Himmelszelt.

Ein unbeschreibliches Wohlgefühl erfüllt und belebt jetzt jedes lebendige Wesen. Blätter und Blüthen richten sich empor, die Vögel jauchzen und schmetternd vor Sonne und Jubel, und auch die Brust des Menschen hebt sich in lang entbehrtem Wohlbehagen. Der Naturkundige belehrt uns, daß die Ursache dieser nach einem Sommerregen so unendlich wonnigen Empfindungen dann in der Luft liege, indem wir mit derselben, nachdem sie durch den Regen gereinigt und abgekühlt worden, mancherlei sehr heilsam auf die Lebenshätigkeit unseres Körpers einwirkende Stoffe einathmen.

### August.

Das sind doch reiche Gaben  
Für dich und Jebermann,  
Daran ein Herz sich laben  
Und sich erfrischen kann.  
So viel ist dir beschieden,  
So viel zur Lust bestellt!  
Drum schließ' mit dir den Frieden  
Und schließ' ihn mit der Welt.

Hermann Warggraf.

Immer mehr nimmt die Hitze zu; doch obwohl sie in diesem Monate ihren höchsten Grad erreicht, haben wir uns bereits so an sie gewöhnt, daß sie uns kaum lästiger erscheint, als ihr Beginn in den ersten Sommertagen. Die Hitze aber, vereint mit dem Staub, ist die Ursache des schnellen Vergehens der zarten Blüthen- und Blätterpracht der Pflanzenwelt, während das Leben der allerkleinsten Thiere noch eine außerordentliche Rührigkeit entfaltet.

Noch sind mehrere Vogelarten, wie die Sperlinge, in



der zweiten oder auch dritten Brut begriffen. Die meisten Vögel aber befinden sich in dem Vorgange der Mauser, in dem Wechsel oder der Erneuerung ihres Gefieders nämlich. Sie sitzen dann meistens trübselig im dichten Gebüsch oder in andern Schlupfwinkeln; denn die Mauser bringt ihnen nicht allein Unannehmlichkeiten, sondern auch Gefahren. Zahlreiche krebthierfressende Vögel, wie Rothkehlchen, Grasmücken, Fliegenschläpper, auch Amseln und andere Drosseln versammeln sich jetzt auf den mit reifen Beeren behangenen Kletterbüschen in großen Schaaren; auf den Hanfstengeln und Gartensamerien aller Art schwelgen verschiedene Finkenvögel, an den Sonnenblumenscheiben und Mohnköpfen zahlreiche Meisen u. s. w. — und so giebt es überall, wohin wir blicken, in der ganzen Natur jetzt reichlich gedeckte Tische für alle die zahllosen großen und kleinen Schmauser und Prasser.

Noch eine andere Bewegung nimmt jetzt in der gefiederten Welt ihren Anfang, eine der wichtigsten, nämlich der Vogelzug. Bereits zu Ende des vorigen Monats begannen einzelne Vögel aufzubrechen; jetzt folgen Kuckuck, Mauerschwalben, weiße und schwarze Störche, Strandläufer, verschiedene Schnepfen, Pieper, Fliegenschläpper, Nachtigallen; ihnen schließen sich immer mehr an, bis gegen den September hin und während desselben der Aufbruch ein allgemeiner wird. In immer größer anwachsenden Schaaren sehen wir jetzt auch die Strichvögel sich versammeln und umherschweifen. Die Säugethiere sind jetzt ebenfalls einer Erneuerung ihres Kleides unterworfen, welche der Mauser der Vögel ähnlich ist. Namentlich die Raubthiere verlieren die Sommerhaare und bekommen das dichtere Winterkleid.

Noch immer haben die Doldenpflanzen und Vereinsblütler die Herrschaft; aber da in der Hitze die bunten Blüten immer mehr absterben, so geben die besonders üppigen und zahlreichen Doldengewächse der Landschaft einen unendlich einförmigen Anstrich, der zugleich durch den alles Blätterwerk überdeckenden Staub das Aussehen der ganzen freien Natur als ein äußerst trübseliges erscheinen läßt. Dennoch giebt es einige neu erschlossene bunte Blüten; die hübschen blauen Trichterchen des Enzians, bunte Lippenblumen des Holzzahns, blaue Blüten des Teufelsabbisses und der Skabiosen, grüne starkduftende der Ringen, der Nesseln, gelbe der sogenannten fetten Henne, des Rainfarns und andere bringen einige Abwechslung. Einen sehr schönen Eindruck gewährt uns aber das jetzt erglühende und den Waldboden mit lieblichem Rosenroth gleichsam überhauchende Haidekraut. Berthold Sigismund nennt die Haide daher auch die Wappenblume des Monats August.

Im Garten ist die Einförmigkeit nicht so groß, als auf den Fluren; neben den noch immer blühenden Sonnenblumen, Balsaminen, Phlox, Nelken und anderen erschließen

sich hier bereits die ersten wirklichen Herbstblumen, Georginen und Stockrosen oder Gartenmalven.

Anwahrnehmbarsten aber tritt der bereits beginnende Herbst uns in der immermehr zunehmenden Mannichfaltigkeit der Früchte entgegen. An die noch dem Sommer angehörenden Beeren, von denen auch die letzten, die Maulbeeren, Preiselbeeren und andere jetzt reifen, schließen sich Melonen und Gurken, bereits einige frühreife Weintrauben, immer mehr Birnen, dann Äpfel und schließlich die Pflaumen und Nüsse. Und bei diesen Gaben der Natur können wir uns ja auch wohl trösten für die entschwindenen zarteren Genüsse, welche Blumenpracht und Blütenduft, Vogelgesang und das große hehre Concert des Frühlings überhaupt uns gewähren.

Der wichtigste Vorgang aber in der Natur und im Menschenleben zugleich ist jetzt die Ernte. Unser Künstler (Robert Kretschmer) hat uns denselben sinniger Weise in einem lieblichen Sommerbilde vor Augen geführt. Zwei Kinder, Knabe und Mädchen, tragen Erfrischungen auf das Feld für ihre Eltern, welche in der schweren und doch so frohen Arbeit der Ernte begriffen sind. Die Schnitter und Schnitterinnen haben sich soeben zum Mittagmahl neben den Garben gelagert. Drüben im Hintergrunde erhebt sich eine Windmühle, welche demnächst den Erntesegen des Kornes zum Mehl verarbeiten wird, und noch weiterhin sehen wir die Thürme der Stadt, in welcher der Bäcker wohnt, der aus dem Mehl wiederum das tägliche Brot herstellt. Der Vordergrund unseres Bildes zeigt uns aber in anmuthender Lebenswahrheit die Blüten und Früchte des Hochsommers. Auf dem Bauernhause sitzt ein Storch, der allbeliebte Frühlingsbote, welcher jetzt bald südwärts aufbrechen wird. Am Zaun erhebt sich eine Laube von Bohnen, Winden, spanischer Kresse, wildem Wein, Mohn und Rosen, und die Mannichfaltigkeit dieser Gewächse bietet uns noch theils Blüten, theils bereits Früchte. Ueber den Zaun hinweg ranken sich die stacheligen Brombeerzweige mit reifenden Beeren, wilder Wein mit Trauben, und innerhalb des Ranken- und Blätterdickdachs liegen die wichtigsten Werkzeuge der Ernte, eine Sichel und eine Harke, welche hier wohl Jemand verwahrt hat, während er vielleicht irgendwo in der Nähe sein Mittagsschläschen hält.

Mit der Getreideernte zugleich beginnt auch die im Garten an Gemüsen, Früchten und allerlei Obst, Samereien und dergleichen. Auch mannichfaltige andere Arbeiten giebt es hier jetzt. Ausdauernde Gewächse müssen umgepflanzt, die Verbände der okulirten Edelreiser ein wenig gelockert, Herbst- und Winterblumen in Töpfe gesetzt, Rosen beschnitten, junge Pflänzchen begossen werden u. s. w. Namentlich aber ist jetzt im Haus- und Blumengarten auf die Raupen der Weißlinge als Feinde aller Kohlspflanzen, auf die Raupen der Sandeule, welche die Wurzel der



Kurikel u. a. zerstören, sowie auf den Ohrwurm, welcher die soeben erblühten Georginen beschädigt, sorgfältig Acht zu geben. Die Hausfrau hat jetzt große Noth, frisches Fleisch, Milch und ähnliche leicht verderbende Nahrungsmittel haltbar zu verwahren. Wenn das Fleisch, namentlich Wildbret, zu schnell übelriechend geworden, so hilft man sich wohl damit, daß man es mit einer Auflösung von übermangansaurem Kali übergießt und eine Stunde darin liegen läßt. Dann wird es abgewaschen, wie gewöhnlich zubereitet und ist sehr wohlschmeckend. Diese Auflösung von übermangansaurem Kali ist auch ein vortreffliches Mittel zum Betupfen der jetzt häufig vorkommenden Kerbtierstiche, deren Schmerz und Geschwulst sie verringert.

Die Rebhühnerjagd wird jetzt sehr eifrig ausgeübt, auch junge Wachteln, Hasel- und Birkhühner, Trappen u. a. werden geschossen. Noch immer ist die Entenjagd ergiebig, und Sumpfschnepfen oder Bekassinen sind jetzt am zahlreichsten. Starke Hirsche und Rehböcke pürscht man jetzt, d. h. man schleicht oder fährt bis zur richtigen Entfernung und schießt sie dann mit einer Kugel aus der Büchse. Da viele Raubvögel ziehen und wandern, so werden sie auf der sogenannten Krähenhütte mit dem Uhu angelangt und geschossen. Doch ist es namentlich jetzt sehr wichtig, daß man die nützlichen von den schädlichen unterscheidet. Am Bartholomäustage (24. August) oder mit dem Beginn des nächsten Monats wird in dem größten Theile unseres deutschen Vaterlandes die niedere Jagd eröffnet, und die Hasen schießt man jetzt meistens beim Abfuchen in den Kartoffelfeldern.

Einen harten Kampf hat der Forstmann noch immer mit jenen Kerbtieren zu bestehen, welche man recht bezeichnend die Waldverderber nennt. Zur Vertilgung derjenigen Raupen, deren Schmetterlinge Forleulen heißen, werden Schweine in den Wald getrieben. Stellen, an denen Spinnerauppen sich zeigen, sind mit Gräben zu umziehen. Auch auf die übrigen Kiefernraupen ist noch immer sorgfältig zu achten. Aufmerksam wird nach dem an Spinnweben u. dgl. sich zeigenden Bohrmehl ausgeschaut, weil man hieran die vom Wurmfraß befallenen Nadelholzbäume erkennen und sie entfernen kann, bevor diese verderbliche Käferbrut sich noch weiter verbreitet.

Die Speisefarte des Monats August bietet jetzt immer mehr Früchte in allen möglichen Formen, und ebenso das vorhin aufgezählte junge Wildbret. Gekochtes Obst bildet eine gesunde und zuträgliche Nahrung, während rohes Obst aller Arten im Uebermaß genossen, leicht schädlich werden kann. Bei vorsichtigem Genuß und im ganz reifen Zustande ist das Obst jedoch sehr wohlthwend. Zunge Gänse schätzt man jetzt als einen sehr schmachhaften Braten, und ebenso die Spanferkel. Die Hausfrau hat jetzt mit dem Einmachen und Einkochen von Früchten und Gemüsen aller Art noch immer sehr viel zu thun, denn sie muß sich in diesen Monaten für das ganze Jahr versorgen.

Wundervolle Sommernächte gewährt uns dieser Monat, gleich schön in der Milde und Frische des dem schwülen Tage folgenden Abends, in der traulichen Stille der Natur, wie in der Pracht des Sternenhimmels. Während nämlich die Milchstraße im Nordosten in zwei breiten nach Südwest sich hinziehenden Strömen erscheint, in ihrer Nähe das Sternbild des Stiers mit den Plejaden emporsteht und Steinbock, Wassermann, Fische und Widder wieder sichtbar geworden sind, gewähren die Augustnächte noch einen eigenthümlichen Reiz in den alljährlich regelmäßig etwa von der neunten bis zur vierzehnten Nacht sichtbar werdenden Sternschnuppenschwärmen.

Düster und schweigsam sitzen die meisten Vögel im Gebüsch da, im unbehaglichen Gefühle der Mauser; während aber die unangenehme und doch so nützliche Veränderung mit ihnen vorgeht, können wir bald bemerken, wie eine Schaar nach der andern wohlgerüstet, im Außern erneuert und im Innern gekräftigt, sich wiederum an einander schließt und regsam und lebendig wird, sei es im beginnenden Zuge der Wandervögel oder im fröhlichen Umherstreifen der Strichvögel. Wir wüßten in der That keine anregendere und lehrreichere Naturbetrachtung in dieser Zeit, als die Erneuerung des Vogelgesieders und sodann die Vorbereitungen, die Flugübungen und Unterweisungen der Jungen von Seiten der Alten, besonders aber das allgemeine Wanderleben nach allen seinen Erscheinungen in der gesiederten Welt. Nach allen diesen Seiten hin fleißige Beobachtungen zu machen, dazu seien unsere jungen Leser hiermit aufgemuntert.

### Was die Biene lehrt, von H. Zeise.

Es saugt der kleinen Biene Mund,  
In Feld und Waldesraum,  
Aus tausend Blumen, reich und bunt,  
Den süßen Nektarschaum.

Sieh nur, wie wiegt und schmiegt sie sich  
Im duft'gen Blütenmeer,  
kehrt heim zum Stod dann eifriglich,  
Beladen beuteschwer.

Der Biene gleich, so sollst auch du  
Dich allem Schönen weihn,  
Und sammeln ohne Raß und Ruh'  
Des Wissens Schätze ein.

Von dem, was edel, schön und gut,  
Wähl dir das Beste aus;  
Das leih dir frischen Lebensmuth,  
Schafft Freuden dir ins Haus.





ern und nah'  
Tönt: Hurrah,  
Unsre Ferien sind jetzt da!  
Der Pedell  
An der Schwel'  
Schließt die Pforte schnell.

Doch wir ziehen froh nach Haus —  
Morgen schon geht's früh hinaus  
Lustgeschwellt,  
Froh gefellt,  
In die weite Welt.

Subtrahiren  
Dividiren,  
Hefte klirren, Memoriren,  
Zeichnerei, Schreiberei,  
Alles ist vorbei.  
Nicht Französisch noch Latein  
Macht mir morgen Sorg und Pein,  
Weltgeschichte'  
Und Gedicht  
Quält mich morgen nicht.

Dem um acht  
Wird — o — Pracht —  
Morgen hier nicht aufgemacht.  
Ded' und kahl,  
Leer zumal  
Bleiben Stub' und Saal.  
Keinen trifft hier Straf' und Schmach,  
Morgen bleibt hier Keiner nach,  
Keinem droht  
Schelt' und Noth  
Dann beim Besäperbrot.

## Ferienlied.

Von

Rudolph Löwenstein.

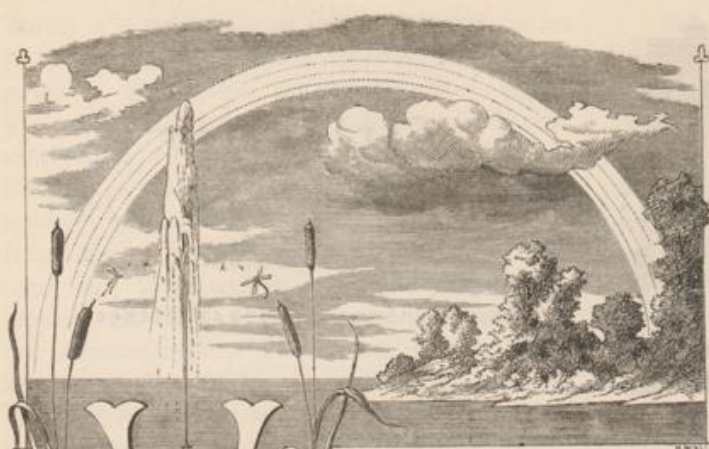
Original-Zeichnung von Fedor Flinzer.

Frisch und frei  
Fromm, juchhei,  
Bei dem ersten Hahnenschrei  
Hier und dort  
Auf und fort  
Geht's von Ort zu Ort.  
Buttmann, Böhme, Zumpt und Ahn —  
Ich muß auf die Eisenbahn!  
Bücher bunt  
In der Mund,  
Bleibt mir hübsch gesund!

Was ich schaue,  
Wald und Aue —  
Ei, wie strahlt's im Morgenthau!  
Lieder fein,  
Neu und rein,  
Prägt das Herz sich ein.  
Und aus lust'ger Vögel Schnabel  
Lern' ich Sprüchlein und Vocabel,  
Lern vom Baum —  
Merl' es kaum —  
Lern' es, wie im Traum.

Heitren Gruß  
Ruht zum Schluß  
Selbst Herr Ordinarius,  
Lacht in Ruh,  
Klappt Z—U  
Dann das Büchlein zu,  
Spricht: nun Kinder, mögt ihr gehn!  
Auf recht frohes Wiedersehn! —  
Mit Juchhe  
Drum Ade!  
Scheiden thut nicht weh!





## Das Beste aber ist das Wasser.

Von

Karl Reinhold.

Initial-Composition nach einer Skizze von  
A. von Zahn.

Wasser! Dieß kleine Wort zaubert mir eine Menge Bilder vor die Seele und weckt in mir schlafende Erinnerungen auf. Ich habe von Kindheit an zu diesem flüssigen Krystalle eine seltsame Vorliebe gehabt und konnte mir kein größeres Glück denken, als im Sommer mit nackten Füßen in einem klaren Bache zu waten und mich von den glitzern den Wellchen bespülen zu lassen. Auf dem Grunde des Baches lagen wunderbare

Schätze für mich, glatte Kiesel, flimmernder Glimmer, kleine roth, grün und gelb leuchtende Steinchen. Aber wo blieb ihre Schönheit, wenn ich sie heraus gefischt hatte und in meiner kleinen Hand hielt? Glanz und Schimmer waren dahin; es fehlte ihnen der Zauber des Wassers. Oft versuchte ich auch Blumen auf den Grund des Wassers zu legen, die ich an einen Stein festgebunden hatte, da sahen die Blumen aus, als wären sie aus Edelsteinen gebildet, das Wasser hatte sie verzaubert. Und wenn es mir nun gar gelang, ein buntgelecktes Fischlein unter einem Steine zu fangen, o welch ein Jubel! wie das glatte Schmerlchen mir in der Hand schnalzte und nach seinem Element zurück verlangte! Ich hatte Mitleid mit

ihm und gab ihm schnell die kostbare Freiheit wieder und freute mich, wenn ich es im klaren Bache lustig dahin schleßen sah. Ich konnte aber oft auch lange müßig am Ufer unter den Weiden stehen und mich an den vorübertanzenden Wellen ergötzen, und habe meinen lieben Vater unzählige Male mit der Frage geplagt, ob das Wasser nicht auch lebendig sei? So oft er auch meine Frage verneinte, ich kam immer auf dieselbe zurück, denn für mich war das Wasser ein lebendiges Wesen. Nicht weniger gern hörte ich es aus den Wolken niederrauschen und freute mich, an den rinnenden Bächlein, die sich dann aller Orten bildeten. Da gab es ja eine frohe Aussicht auf neue Spiele; ließen sich doch im Hof und Garten kleine Teiche graben, Wasserfälle bilden und durste doch meine kleine Mühle nicht länger stille stehen. Ach, und wenn aus fallenden krystallklaren und von der Sonne durchblitzten Tropfen der siebenfarbige Bogen sich über mir wölbte, da kommt' ich mir's gar nicht anders denken, als daß da, wo der Brückenbogen auf der Erde ruht, sich gewiß die mit Edelsteinen gefüllte Schüssel finden müßte, von der die Sage erzählt.

Als ich heranwuchs, wurde das Baden im Flusse meine Wonne und es war ein lockender Gedanke für mich, einem Fische gleich ohne Anstrengung schwimmen zu können, weiter und immer weiter, den Fluß hinab in den Strom und mit dem Strom in das endlose Meer. Später, viel später, als ich den Wanderstab ergreifen durste, waren es außer den Bergen, diesen Altären Gottes, die Flüsse und Seen, die mich lockten, und unter den Seen vor allen die einsamen von majestätischen Alpen umgebenen Gebirgsseen. Aber lieber noch als diese, waren mir die wilden Gebirgsbäche, die sich zu thalab rauschenden reißenden Strömen verbanden. O wie prächtig sah es aus, wenn solch ein wilder Bach an einem trogigen



Felsen zornig aufschäumte und ihn wie ein Kof mit weißer Mähne übersprang; oder wenn ein pfeilschnell dahin schießender Strom gewaltige Felsstücke so spielend fortrollte, als wären es nur leichte Bälle. Und dann die unaufhörlich wie in tollem Jubel sich überstürzenden Wasserfälle, diese Donnerföhne der Alpen, deren bröhnende Stimme man schon aus weiter Ferne vernimmt. Aber alle diese Bilder traten zurück vor einem Bilde, vor deinem Bilde, du majestätisches Meer, das du bald wie ein endloser blauer Spiegel vor mir lagst und mit sanftem melodischem Bogenschlage mich einwiegest, bald wieder vom Sturm gepeitscht vor meinen staunenden Blicken deine Bogen wie Berge gen Himmel thürmtest und mir ein urgewaltiges Lieb zulangst, das ich nimmer wieder vergesse. Ein Hymnus war es auf die Allmacht deines Meisters, dessen Geist über dir schwebte, als du von ihm geschaffen wurdest, der dein Brausen erregt und stillt, und der auch dir ein Ziel gesetzt hat.

Wasser! Was wäre die Erde ohne Wasser? Eine öde grauenvolle Wüste ohne Leben. Denn wo gäbe es Leben auf ihr ohne Licht und Wärme, ohne Luft und Wasser? — Wasser zaubert mitten in der heißen Wüste eine Oase hervor. Eine Quelle sprudelt auf, und siehe! Halme grünen und Blumen blühen um ihren Rand und bald überschatten sie hohe Palmen mit mächtigen Kronen. Eine Caravane zieht ihr entgegen, durstige Pilger neigen zu der kühlenden Fluth die brennenden Lippen und tränken an ihr ihre lechzenden Kameele. Von neuem Leben erfüllt lagern sie sich unter den Palmen am Quell und Märchen werden laut im Munde der sonst so schweigsamen braunen Wüstenföhne.

Wasser! In feinen Röhrchen steigt es im Halme empor und hilft die goldene nährnde Aehre uns bilden. Im Stamme des Baumes quillt es, durchdringt Aeste und Zweige, giebt dem Blatte Leben und schwellt die würzige Frucht. Es rinnt in unsern Aern, es perlt auf unsrer Stirn und leuchtet als Thräne in unserm Auge. Es stillt den Durst des Gesunden und kühlt die brennende Fieberhitze des Kranken; im Schooße der Erde verbindet es sich mit heilsamen Stoffen und sprudelt

auf in Quellen, an denen Tausende von armen Kranken Genesung suchen und finden.

Wasser! Wie ein Sklave dient es uns, reinigt uns den Leib und sein Gewand, siedet auf unserm Herde und hilft uns die Nahrung bereiten. Mit dem Feuer im Bunde, aber eingeengt in eiserne Ketten, entwickelt es Riesenkräfte, treibt unsre Schiffe dem Sturme entgegen, trägt uns auf rollenden Wagen schnell wie der Wind durch die Weiten der Erde und verrichtet in unzählbaren Werkstätten als ein getreuer Knecht die Arbeit für den Herrn der Schöpfung.

Daneben wandelt es fort und fort die Gestalt der Erde um, hilft ihre Stoffe zerfetzen, trägt Hügel und Berge ab, füllt Thäler aus und bildet neue und setzt, heimlich durch Jahrtausende hindurch schaffend, sich selbst in den Meeren immer neue Grenzen.

Auch seine eigene Gestalt wandelt es um im Alles erstarrenden Froste. Als krySTALLENE BRÜCKE legt es sich über unsre Ströme, fällt als leichter Flaum vom Himmel und deckt unsre Saaten zu, und blüht im Lichte der Morgen- und Abendsonne an den Gletschern auf, wie ein Meer von Rosen.

Wasser! ja Wasser! Dieß Wort weckt tausend liebe Erinnerungen in mir auf, und wenn ich auch das Wasser nur als Thautropfenedelstein an einem Halme funkeln, oder als eine Perle im Kelche einer Blume ruhen sehe: ich freue mich seiner als eines köstlichen Schazes. —

Wasser! Es ist etwas Wunderbares, etwas Heiliges um das Wasser, und wenn David singt: „Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreit meine Seele, Gott zu dir“, so weiß ich mir kein treffenderes Bild, um das Verlangen nach Gott und seiner Hülfe zu bezeichnen, und keine lieblichere Antwort darauf, als die Verheißung, die wir im Jesaias finden: „Der Herr wird euch in Trübsal Brod und in Aengsten Wasser geben.“ Wie ein Strom fluthet der Segen Gottes einher und seine Liebe ist wie ein unergründliches Meer. An uns aber rauschen die Wellen der Zeit vorüber, bis unser eigenes Leben in den Ocean der Ewigkeit einmündet.

### Sei bescheiden, von J. Trojan.

Brichst du Blumen, sei bescheiden,  
Nimm nicht gar so viele fort,  
Sieh, die Blumen müßens leiden,  
Doch sie zieren ihren Ort.  
Nimm ein Paar und laß die andern  
In dem Graße, an dem Strauch.

Andre, die vorüber wandern,  
Freun sich an den Blumen auch.  
Nach dir kommt vielleicht ein müder  
Wandrer, der des Weges zieht  
Trüben Sinns — der freut sich wieder,  
Wenn er auch ein Röslein sieht.





Von

**H. Viehoff.**

**Dreißig Räthselfragen.**

1. Kennt ihr Glöckchen ohne Schall?
2. Münzen, die nicht von Metall?
3. Welche Maus scheut nicht die Kage?
4. Welcher Fuß weicht nicht vom Plage?
5. Kennt ihr eine grimme Braut,  
Luft'gem Bräut'gam angetraut?
6. Linsen, die man nicht verdaut?
7. Blumen, welche niemals blühen?
8. Einen Spahn, der immer grün?
9. Welche Drachen ohne Rachen  
Gibt's, die Knaben Freude machen?
10. Welche Bahn gibt's, die zuletzt  
Selbst sich in Bewegung setzt?
11. Welcher Zahn, der nicht verletzt?
12. Welche Feigen wollen Knaben,
13. Welche Schellen ungern haben?
14. Wißt ihr Zungen, die von Eisen?
15. Bäume, die gar weit verreisen?
16. Wer kann ohne Beine gehn?
17. Welches Auge kann nicht sehn?
18. Welches Garn bringt guten Wein?
19. Welcher Hund schlingt Erz und Stein?
20. Welcher Kopf hat kein Gesicht?
21. Welche Kasse schirrt man nicht?
22. Welcher Wagen macht im Kreise  
Seit Jahrtausenden die Reise?
23. Kennt mir Weisen, die nicht singen,
24. Hörnchen, welche munter springen,
25. Speise, die nicht taugt für Esser?
26. Welcher Kiefer macht nicht Fässer?
27. Welches Schiff wird nicht verpicht?
28. Welche Brust schöpft Athem nicht?
29. Welcher Sack sitzt fest zu Pferde?
30. Welcher Hirt mit goldner Heerde  
Weidet sie bei stiller Nacht? —  
Damit sei der Schluß gemacht.

Von

**Terfel.**

**Buchstabenräthsel.**

Fünf sind der Zeichen, die das Wort dir nennen,  
Deß Zauberlänge manches Herz gerührt,  
Das dir der heißen Leidenschaft Entbrennen  
Im Melodienfranz vorüberführt.

3. 2. 4. 5. 1. wird sehr viel gelesen,  
Raubt manche Stunde edlerem Genuß,  
Und wo's zum Zeitvertreib sich Fraun erlesen,  
Bringt's gar nicht selten ehlichen Verdruß.

5. 4. 2. 3. ein neckisch-loser Schüß,  
Der sein Geschöß nur allzu sicher führt,  
Läßt den Getroffenen hilflos, ohne Stütze,  
Und bleibt von seinen Klagen ungerührt.

5. 3. 2. 4. entströmt dem Kelch der Rose,  
Der Frühling bringt's auf blum'ger Wiesen Plan;  
Auch ist es heimisch, wo des Glückes Loose  
Die volle Hand des Reichthums aufgethan.

5. 3. 1. 2. fließt durch Italiens Fluren,  
Ein silberheller, spiegelklarer Fluß,  
An dessen Ufern ew'ge Leuze Spuren,  
Sanft angehaucht von lindem Zephyrfluß.

5. 3. 2. 1. ein Name, nur getragen  
Bei einem Volk, das auf der Welt zerstreut,  
Deß sichres Alter schwerlich zu erfragen,  
Wie reichen Stoff auch die Geschichte beut.

2. 4. 5. 3. ein Name schönen Klanges,  
Daheim im blumenreichen Orient,  
Den manches Lied des maurischen Gesanges  
Als edlen, ruhmgekrönten Helden nennt.

1. 2. 3. 5. kennt nur des Hochlands Knabe;  
So heißt die Maid oft, die er sich erkor;  
Er ruft den Namen, wenn am Wanderstabe  
Er in den Heimatbergen sich verlor.

3. 2. 4. war das größte Reich der Erde;  
Sein Glanz verblich, doch reich an Ruhm und Pracht  
Erscholl aus ihm manch künstlerisches Werde  
Und brachte Licht in seine Geistesnacht.





Auf Seite 30 des ersten Bandes dieser Zeitschrift findet ihr 4 Wörtchen von je 4 Buchstaben so übereinandergestellt, daß die senkrechten Reihen dieselben Wörter geben wie die wagerechten. Z. B.:

P R A G  
R O S E  
A S I L  
G E L D.

Das erste Wort enthält also die ersten Buchstaben der vier Worte, das zweite Wort die zweiten Buchstaben derselben, das dritte die dritten, das vierte die vierten.

Eine kleine Leserin der Deutschen Jugend — Gertha heißt sie — hat uns nun verschiedene solcher Wortzusammenstellungen eingesandt und sollt ihr diese durch nachfolgende Erklärungen derselben errathen.

A. Vier Wörter mit je vier Buchstaben:

I.

Das erste Wort bezeichnet eines der menschlichen Haupt-Nahrungsmittel, das zweite eine der Farben der Deutschen Reichs-Flagge, das dritte ist ein Knaben-

Name, welcher vor und rückwärts gelesen gleich lautet, das vierte eine Erdart, die auch zur Herstellung leicht zerbrechlicher Waaren dient.

II.

Mit dem ersten Wort benennt man hochgelegene Rittersitze und mit dem zweiten ein Grenzgebirge zwischen Europa und Asien; das dritte ist der Name eingeborener Fürsten Vorderasiens, und das vierte der eines Trinkgefäßes aus einem Stoffe gleiches Namens.

III.

Einen zum Auseinanderzwängen fester Körper dienlichen Gegenstand bezeichnet das erste Wort, einen Zustand welcher keine Ruhe erlaubt, das zweite; das dritte nennt eine Märchenprinzessin des Harzes, das vierte eine an der Ems gelegene Stadt in Ostfriesland.

B. Drei Wörter mit nur je drei Buchstaben:

IV.

Das erste Wort ist der Name eines im Thüringer-Walde entspringenden Nebenflusses der Saale, mit dem zweiten wird oft der König der Thiere benannt und das dritte ist ein durch Steyermark fließender großer Fluß.



**Auflösung der Knackmandeln in vorigem Heft.**

I.

Die gesuchte Zahl heißt: 474.

II.

Die gedachte Zahl heißt: 469.

III.

Die Zahl: 94.

IV.

Die Zahl: 29.

V.

6 Knaben und 2 Mädchen. 98 Klöße sollten vertheilt werden.



## Auflösung der Räthsel in vorigem Hest.

Räthsel von **Carl Simrock.**

- I. 1. Die Augen. 2. Der Morgen. 3. Ich. 4. Die Rose. 5. Die schwarze Kirsche. 6. Der Sauerteig.  
II. 1. Das Mittags- und das Abendbrot. 2. Die Milchstraße. 3. Bei Hochzeit und Heirath.  
4. Daß er das Brot nicht frist. 5. Der Mund. 6. Man trinkt die Gläser aus und setzt den Hut auf den Kopf.  
7. Die Gärtnerei; denn Gott setzte den ersten Menschen in den Garten, daß er ihn bebauen sollte. 8. Wenn es verblüht hat.

II. Räthsel von **Karl Reinhold.**

1. Die Zähne und die Zunge. 2. Der Flügel. 3. Der Käse.

## „Abgefertigt“, von **J. Trojan.**

Original-Zeichnung von **Fedor Flinger.**



„Er hat es sich herausgenommen  
Mir meine Kleinen zu bedrohn!  
Gewiß, er wird nicht wiederkommen,  
Denn meine Krallen kennt er schon.  
Ein Hieb saß gut; er ist mir leider  
Entwischt, eh' ich ihn ganz zerrauft;  
Da sitzt er nun, der Fragenschneider,  
Sitzt unterm Tisch und stöhnt und schnauft.  
Ein Glück war's, daß ich in die Kammer  
Just in dem Augenblicke kam,  
Als der ruchlose Schelm — o Jammer! —  
Mein Kleinstes aus dem Korbe nahm.

Es muß doch immer was passiren,  
Wenn man Besuch macht in der Stadt!  
Nicht von dem Fleck darf man sich rühren,  
Wenn man drei kleine Kätschen hat.

So komm doch! Thu mir den Gefallen,  
Komm doch hervor, elender Wicht!  
Hier hängt die Tase mit den Krallen —  
Und merk': die einz'ge ist es nicht.

Jetzt bleib' ich hier — und jeder, welchen  
Nach Streit gelästet, komm' nur her! —  
Ich bin ja bei euch — Sammetfellchen,  
Weißpfötchen, Mohrchen! weint nicht mehr.“